

CONSCIENCE, HENDRIK

Valentin : eine Geschichte unserer Tage :

Erster Theil

Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart
1868



books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

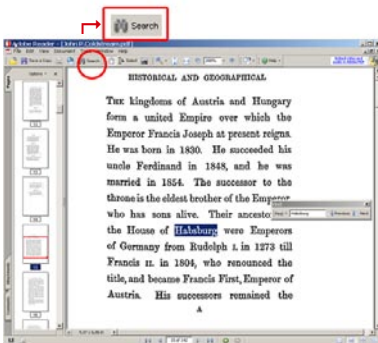
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

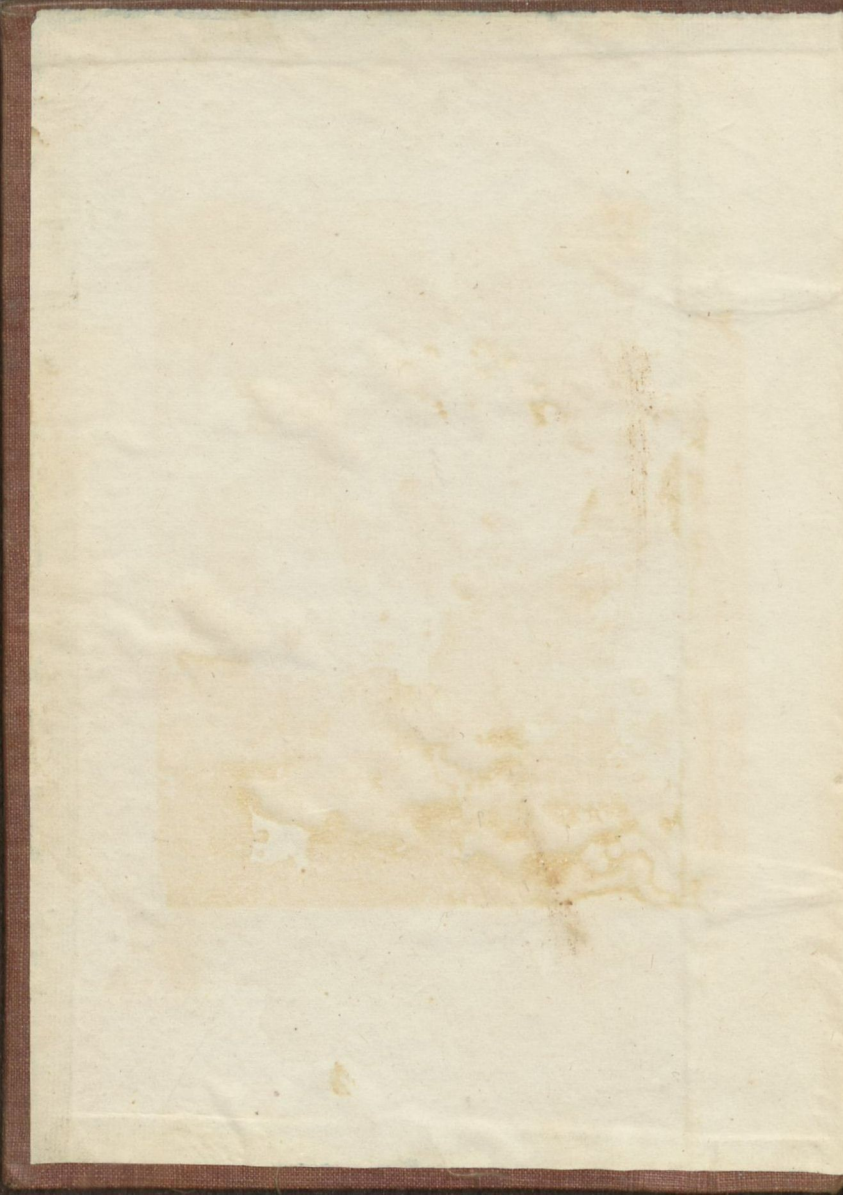
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

A

589944



2

Valentin.

Eine Geschichte unserer Tage

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Flämischen

von

Professor Dr. Büchsele.

Erster Theil.



Stuttgart.

Franck'sche Verlagshandlung.

4

589.944



1952: aller Rest

I.

Sicher hatte man den ganzen Sommer des Jahrs 1858 ein so schönes und warmes Wetter noch nicht gehabt. Nach ein paar Wochen der größten Hitze hatte es Tags zuvor stark geregnet und jetzt schien die erfrischte Natur, von neuem Leben durchdrungen, die jugendliche Zeugungskraft des ersten Lenzes wieder gefunden zu haben.

Die Sonne stand jedoch wieder in vollem Glanze an dem reinblauen Himmel; aber das Gewitter von gestern hatte eine Südwest-Kühle hinterlassen, welche in dem Laub der Bäume lispelte und die Luft mit einem erquickenden Balsam erfüllte.

Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als Helena Minnens, die einzige Tochter des Dellschlägers, mit einem leichten Korbe am Arm, durch die Hecke von ihres Vaters Garten trat und den Fußweg einschlug, welcher auf das Feld führte.

Die aufgeschossene Gestalt des Mädchens gab ihr einigermaßen das Aussehen einer vollwüchsigen Frau. Sie mußte indessen noch sehr jung sein, denn ihr reines und liebliches Gesicht trug den Stempel einer süßen Einfalt und das Lächeln, welches um ihre Lippen spielte, zeugte noch von der sorglosen Freiheit, der unbegrenzten Offenheit, welche die Jahre nur allzu frühe zurückdrängen oder ganz vernichten.

Von Zeit zu Zeit jedoch trieb, während sie träumend ihren Weg fortsetzte, ein ernster Ausdruck das Lächeln von ihren Lippen, und dann leuchtete in ihren großen blauen Augen ein Strahl tiefen Nachdenkens und inniger Gemüthsbewegung auf.



Der Roggen bewegte sich unter dem Hauche des sanften Westwindes wogenförmig ringsherum; die blaue Kornblume und der rothe Feldmohn neigten sich vor ihren Schritten, wie wenn sie einer schönern Blume, als sie alle, ihre Huldigung darbrächten. Das Flachsfeld wiegte seine himmelblauen Blüten hin und her; die Bienen schwärmten in dem blutrothen Alee auf und ab und die Kartoffelstöcke schienen mit den zahllosen weißen und purpurnen Kelchen darüber zu jubeln, daß ihnen Gott aus Mitleid mit den armen Menschen Genesung von der verhängnißvollen Krankheit geschenkt hatte.

Einmal, als das Mädchen auf einer Anhöhe angelangt war und in ein ausgedehntes Thal niederschauen konnte, wurde sie von der Pracht der erfrischten Natur ergriffen. Sie blieb stehen, warf tief aufathmend vor Bewunderung, einen langen Blick in die Runde, erhob die Augen betend oder dankend zum Himmel, schritt dann wiederum vorwärts, als hätte sie Eile, das Ziel ihrer Wanderung zu erreichen.

Einige Minuten später bog sie links ab in das Thal und verfolgte einen geschlängelten Pfad, welcher sie vor die Thüre eines sehr kleinen Häuschens brachte.

Sie trat hinein, näherte sich dem Bette, auf welchem eine kranke Frau ausgestreckt lag, faßte ihre Hand und sagte in sanftem Tone:

„Nun, meine arme Therese, wie ist es diese Nacht gegangen? Habt ihr ein Bißchen schlafen können? Es steht besser, nicht wahr?“

Die leidende Frau schüttelte verneinend den Kopf und antwortete mit schwacher Stimme:

„Ach nein, Jungfer, es geht nicht besser. Ich glaube, es wird nicht lang mehr dauern.“

„Nun, nun, Therese, ihr müßt den Muth nicht so sehr sinken lassen. Wie oft hat man nicht gesehen, daß Jemand, selbst am Rande des Todes, wieder aufgestanden ist und sich noch eines langen und gesunden Lebens zu erfreuen gehabt hat? Es hängt von Gottes Willen und von seiner Barmherzigkeit ab. Ist nicht meine eigne Tante, die zu Wäreghem wohnt, fünf ganze

Monate so krank gewesen, daß sie zweimal mit der geweihten Kerze in der Hand daliegen mußte? Ich habe ihr abgewartet und sie gepflegt, darum konnte ich euch nicht früher besuchen. Jetzt ist sie so gesund, wie der Fisch im Wasser, und von Herzen noch viel jünger als zuvor. So kann es auch mit euch gehen; so wird es auch mit euch gehen, wenn ihr mehr Muth habt und auf Gottes Güte vertraut. Seid versichert, ihr befindet euch heute viel besser."

Die Kranke murmelte eine Dankagung, begann jedoch zu weinen.

"Thränen?" schalt das Mädchen mit verstelltem Erstaunen. "O, das ist nicht recht, Therese, so ohne Grund zu verzweifeln. Ihr leidet, arme Frau, viel, ich weiß es; aber ihr müßt ein bißchen Geduld haben und euch vorstellen, daß ihr schon in vierzehn Tagen vor der Thüre, unter dem blauen Himmel sitzen werdet. O, glaubt mir oder nicht; aber ich wollte wetten, ihr werdet mit den Andern auf dem Felde draußen sein, um die Kartoffeln herauszuthun. Sie sind dieses Jahr gerathen, und es wird ein wahres Fest geben! — Ihr weint noch ärger, scheint mir? Betrüben euch denn meine Worte? Der Schmerz ist nicht natürlich, da ihr an der Besserung seid. Kommt, sagt mir, Therese, warum ihr so bittere Thränen vergießt?"

Ihre feuchten Augen mit einem Lächeln von Hoffnung zu dem Mädchen erhebend seufzte die kranke Frau:

"O Jungfer, könnten Sie wissen, welche Pein mein mütterliches Herz aussteht? Lebte mein Mann noch, ich würde dem Tod mit Ergebung entgegensetzen; aber mein armes Kind, mein unglückliches Trinchen, das allein auf der Welt bleiben wird, ohne Stütze, ohne Hülfe!"

"Nun, nun," rief das Mädchen, "denkt daran nicht. Was sollen diese Worte bedeuten, wenn Ihr genesen werdet? Ihr schüttelt den Kopf und glaubt mir nicht? Angenommen, daß Gott gegen alle Wahrscheinlichkeit euch abrufen werde, um euch mit eurem Mann droben wieder zu vereinigen, glaubt ihr, es gäbe dann keine liebethätigen Menschen, um eurem armen Trinchen Hülfe zu leisten, bis sie im Stande ist, für sich selbst zu sorgen?"

„Sie wird in die Armenliste kommen und hinausgethan werden. Ach, es schmeckt so bitter, das Stückchen Brod, welches unglückliche Geschöpfe aus kargen Händen essen müssen!“

„Aber nein, Therese, euer Kind soll der Armenkasse nicht zur Last fallen. Ist eine solche Ueberzeugung nothwendig, um euch zu trösten und zu stärken, nun, so werde ich, wenn eure Krankheit ein unvorhergesehenes schlimmes Ende nehmen sollte, für euer Trinchen sorgen.“

„Sie?“ rief die gerührte Mutter mit glänzenden Augen.

„Sie wollen sich meines Kindes annehmen?“

„Zweifelt ihr an der Aufrichtigkeit meines Versprechens?“

„An Sie, Jungfer, glaub' ich wie an Gottes Güte selbst. Ach, ach, wenn ich todt bin, werden Sie meinem armen Trinchen beistehen?“

„Ich sage nicht, Therese, daß ich sie reich machen will; aber ich werde dafür sorgen, daß sie keine Noth leide, und auf sie Acht haben, bis sie ihren eignen Unterhalt verdienen kann. Euer Mann hat bei uns gearbeitet und mein Vater, der mir niemals etwas abschlägt, wird mir auch gestatten, das Versprechen, welches ich euch gebe, nach Bedürfniß und in seinem ganzen Umfang zu erfüllen. Euer Trinchen ist ein gutes und liebes Kind, ich sehe sie gern; ich will mit Freudigkeit darüber wachen, daß sie nicht unglücklich werde auf dieser Welt.“

Mit Gewalt ihre Kräfte anstrengend, ergriff Therese die Hand des Mädchens, zog sie an ihre Lippen, beneßte sie mit heißen Thränen der Dankbarkeit und murmelte:

„Sei gesegnet, Engel der Güte; nun mag ich sterben: der Tod erschreckt mich nicht mehr Ich und ihr Vater, wir werden dort oben für Sie beten bei dem Herrn“

Das Mädchen bezwang ihre Rührung und rief mit einem Lächeln:

„Ach, Therese, warum doch also vom Tod und vom Sterben reden? Ich sage, daß ihr genesen werdet. Fühlt ihr euch nicht viel stärker als zuvor? Und es ist doch besser, daß die Mutter am Leben bleibe, um ihr Kind zu erziehen, nicht wahr? So wird es sein. Seht, ich habe da etwas Leckeres für euch mitgebracht: weißes Brod, ein Stück von einem gebratenen Huhn

und ein Fläschchen mit gutem alten Wein; meine Mutter hat es mir für euch gegeben. Das wird zur Herstellung eurer Kräfte beitragen. Morgen werdet ihr euch noch besser befinden. Jetzt muß ich wieder nach Hause, denn es ist noch Jemand krank auf der andern Seite des Dorfes, und den möchte ich gern diesen Abend gleichfalls noch besuchen Aber seid überzeugt, Therese, das Versprechen, welches ich euch gegeben, hat seine volle Gültigkeit: euer Trinchen soll weder in der Irre herumziehen noch darben müssen, wenn ihr nicht genest. Ich sage euch dieß nur, um euch dadurch zu stärken und eure Herstellung zu beschleunigen, denn ich versichere euch, ihr seid bei weitem nicht so krank, als ihr glaubt. Also habt gute Hoffnung und guten Muth. Morgen werde ich euch etwas eingemachte Kirschen bringen, mit deren Zurichtung meine Mutter eben beschäftigt ist. Lebt wohl!"

Und überhäuft mit den Segenswünschen der getrösteten Wittwe, verließ sie das Häuschen und stieg tiefer in das Thal hinab, von wo eine breite Straße in der Richtung nach dem Dorfe sich hinzog.

Raum hatte sie etwa eine Bogenschußweite zurückgelegt, so sah sie Jemand von einem Seitenwege herankommen. Es war eine stämmige Bauerntochter mit muskulösen Armen und rothen Wangen, welche eben von der Feldarbeit heimzukehren schien.

Helena Minnens blieb, mit dem Lächeln der Freundschaft auf dem Gesichte, am Rande des Weges stehen und rief schon von Weitem:

"Ha, Monika, noch immer stark und blühend wie eine Päonie? Es freut mich, nach fünfmonatlicher Abwesenheit Dich wieder gesund und wohlbehalten zu sehen."

"So, bist Du doch endlich in das Dorf zurückgekehrt," erwiderte die Bäurin hoch erfreut. Ich dachte, Du hättest uns wohl auf immer Lebewohl gesagt. Wir schauten immer rings umher, selbst in der Kirche; aber dein Stuhl blieb leer. Deine Tante ist also genesen?"

"Ganz und gar genesen, Monika. Aber was habe ich sagen hören? Du willst Dich mit dem Sohn des Müllers verheirathen?"

„Ja, sobald wir Gelegenheit haben, ein Pachtgut zu bekommen.“

„Es ist ein guter Junge, ich wünsche Dir Glück.“

„Mir thut es dagegen leid, Helena, daß wir so lang warten müssen. Ich möchte schon in meinem eigenen Haushalte sein, aber man muß Geduld haben und aus der Noth eine Tugend machen.“

Also schwachend schritten die beiden mit einander auf der Straße fort. Als jedoch das Gespräch über die bevorstehende Heirath Monika's zu Ende gegangen war, sagte diese, mit den Augen auf dem Korbe, den Helena am Arme trug:

„Wo bist Du gewesen, da ich Dich um diese Stunde hier auf dem Felde treffe?“

„Die Wittwe von Jan, dem Zimmermann, dort ist so krank; sie ist arm und hat Hülfe nöthig,“ antwortete Helena mit einem Seufzer.

„Da ist nicht viel mehr zu helfen. Sie hat bereits das rothe Kreuz auf dem Rücken und wird sterben, ehe vierzehn Tage vergehen.“

„Ach, ich weiß es wohl, Monika; aber besteht die Liebethätigkeit darin, einen Menschen mit Nahrung und Geld zu unterstützen, so ist es ein viel größeres Werk der Barmherzigkeit, den armen Kranken zu trösten und demjenigen, welchen Gott gerufen hat, den Tod leichter zu machen. Glaube mir, Freundin, alle die Qualen, welche der Körper ausstehen kann, sind so schrecklich nicht, als das Seelenleiden mancher unglücklichen Menschen, welche den Tod näher kommen sehen! Um dieß zu wissen, muß man kranke Leute gesehen haben und bei ihrem letzten Augenblick zugegen gewesen sein. . . .“

„O Herr Gott, schweig doch, Helena, Du machst mich zittern,“ fiel ihr die junge Bäurin ins Wort. „Sieh, ich wage es beinahe nicht zu gestehen, aber ich fürchte mich vor kranken Menschen; und gäbest Du mir einen Haufen Geld, mir dünkt, ich würde doch nicht wagen, ein Haus zu betreten, wo ich weiß, daß Jemand sterben würde, während ich an seinem Bette stehe.“

„Und wenn Jedermann so dächte, wie Du? Sollten dann

die Kranken ohne Hülfe bleiben? Wenn bei euch aber über eine Ruh etwas kommt, so steht ihr dem Thiere wohl bei. Du kannst selber krank werden, Monika. Was würdest Du dann sagen, wenn Jedermann vor Dir flöhe und man Dich liegen ließe wie ein armes verlassenes Geschöpf?"

"Es ist wahr, Helena; aber ich kann es mir doch nicht abthun, es ist stärker als mein Wille, und ich habe mich selbst oft gefragt, wie es möglich ist, daß Du an dem Besuche kranker Leute ein Vergnügen finden kannst!"

"Wie bist Du doch in solchem Irrthum befangen!" antwortete Helena Minnens in ernstem Ton. "Es gibt kein größeres Glück auf Erden, als Gutes zu thun und Liebe und Barmherzigkeit an seinem leidenden Mitmenschen zu beweisen. Jedesmal, da ich von einem Kranken zurückkomme, ist eine Stimme in meinem Herzen, die mir zuruft, daß ich in Gottes Augen wohlgethan habe, und ich fühle mich muthiger und stärker und laß mich noch hinzufügen, geläuterter und veredelter, als gäbe die Wohlthat meiner Seele etwas von den Engeln des Himmels."

"Ich begreife die hohen Worte nur halb," murmelte Monika zweiselnd. "So spricht doch eure Verwandte nicht, die barmherzige Schwester in Kortryk ist? Zehn gegen Eins, Helena, wenn Du deine Gedanken so fortgehen lässest, so wirst Du am Ende noch in ein Kloster gerathen."

"Dürfte ich nur in das Kloster gehen und barmherzige Schwester werden," rief das Mädchen entzückt. "Was kann es Größeres und Edleres geben, als sein ganzes Leben Gott und der leidenden Menschheit zu weihen? Aber ich bin ein einziges Kind, und meine Eltern wollen nichts davon hören. Ich wage nicht mehr davon zu reden; es betrübt meinen Vater allzu sehr. Zudem gibt es überall Krankheit und Leiden, und wer Gutes thun will, findet auch in einem Dorfe, so klein es sei, Gelegenheit genug dazu."

Nach einer kurzen Ueberlegung sagte die junge Bäurin:

"Die Wohlthätigkeit kostet Geld, aber wenn man reich ist wie Du"

"Was ist das nun, Monika? Dein Vater besitzt vielleicht

mehr Vermögen als der meinige, wiewohl es nicht so scheint, und Du weißt es."

"Es ist nicht ganz dasselbe. Deine Eltern gewinnen ihr Geld mit aller Gemüthlichkeit; aber wir, die wir vom Morgen bis zum Abend arbeiten, mehr als unsre Pferde sogar arbeiten, wir besitzen keinen Heller, der uns nicht einen Tropfen Schweißes gekostet hat. Es ist also nicht zu verwundern, daß wir sparen und zweimal darauf sehen, ehe wir etwas ausgeben."

"Es kostet so viel Geld nicht, als Du denkst, Monika; mit einem freundlichen und tröstenden Wort macht man oft einen armen oder kranken Menschen glücklicher als mit Geld. Es ist nicht allein der Hunger des Körpers, welcher Leiden verursacht; nicht selten sehnt sich die Seele nach Trost und Freundschaft. Wer einen solchen Schatz in seinem Herzen hat, vergrößert ihn und bereichert sich, wenn er seinem bedrückten Nebenmenschen davon mittheilt."

"Das heißt doch immer hoch sprechen, Helena! Ich verstehe Dich beinahe nicht, und Du machst mir den Kopf schwindelig Sieh dort, bei unserem Hause, meinen Vater, der mir zuruft. Er fürchtet wohl, daß ich einige Minuten verlieren würde, und kann nicht leiden, daß man einen Augenblick Athem schöpfe. Nun, Helena, am Sonntag nach der Messe wollen wir etwas länger plaudern, aber nicht von kranken Menschen, hörst Du? Lebe wohl, mein Vater schlägt mit den Armen um sich, als wäre er von Zorn ergriffen."

Helena Minnens sah ihrer Freundin eine Weile nach und ging dann ihres Wegs weiter. Sie schüttelte den Kopf und sprach zu sich selbst:

"Arme Monika, die nicht weiß, wie glücklich man wird, wenn man Liebeswerke ausübt! Sie hat jedoch ein gutes Herz. So wie meine Base sagt, es ist ein Gefühl, womit man geboren sein muß, um es begreiflich zu finden. Dachte ich doch, Monika um Beistand für Therese's kleines Trinchen zu ersuchen! gewiß die unglückliche Wittwe wird sterben, und ich hätte da bald an ihrem Bette vor Mitleid geweint; aber meine Thränen würden ihr verrathen haben, daß keine Hoffnung mehr verbleibt. . . .

Das Versprechen, welches man einer sterbenden Mutter gibt, ist heilig, selbst wenn es nur geschieht, um ihr den Todeskampf zu erleichtern. Wie werde ich mein Versprechen erfüllen? Das Kind meinen Eltern ganz und gar zur Last aufbürden, das wird schwer halten, und ich kann doch alle andern Leidenden nicht ohne Hülfe lassen!"

Sie senkte den Kopf in tiefer Ueberlegung und näherte sich allmählig einem Orte, wo eine große Linde mit ihrer mächtigen Krone den Weg überschattete. Die knorrigen Wurzeln des Baumes hatten sich im Laufe der Zeit über den Boden erhoben und bildeten nunmehr am Fuße desselben eine Erhöhung, welche als Sitzbank dienen konnte und mit feinem Moos begrünt war.

Das Mädchen noch immer nachdenklich, setzte sich hier nieder, um etwas auszuruhen, und murmelte:

"Ja, mein erster Gedanke war gut. Ich will über das arme Trinchen mit der Baronin, mit der Frau des Notars, mit dem Bürgermeister und einigen andern, selbst mit Monika sprechen. Ich will ihr Herz rühren, und sie werden mir etwas für die elternlose Waise geben. Und gelingt es mir halb oder gar nicht, dann werde ich meinen Eltern sagen, was ich einer sterbenden Mutter versprochen habe. Es kostet Mühe, aber wenn die Wohlthat nicht ein bißchen Mühe kostete, was für ein Verdienst wäre es dann, wohl zu thun? Und da sie mich nicht barmherzige Schwester werden lassen, ist es nur gerecht, daß sie mir gestatten, meinem angeboren Verlangen, den Leidenden Trost und Beistand zu bringen, nach Kräften Genüge zu leisten. Nun, nur den Muth nicht verloren; die arme Wittwe wird aus dem Himmel herab sehen können, daß christliche Bruderliebe über ihrem Kinde wacht."

Sie faßte nach ihrem Korb und war im Begriff aufzustehen; aber in Folge der Bewegung, die sie machte, fiel ihr Auge hinter eine krumme Wurzel des Baumes. Dort lag ein zusammengefaltetes Blatt beschriebenen Papiers, welches wahrscheinlich einem Schulkinde, oder irgend einem Vorübergehenden, der hier ausgeruht hatte, verloren gegangen war.

Sie hob es auf und schlug es auseinander, um zu sehen,

was es wäre. Bei dem ersten Blick bemerkte sie, daß es ein Doppelblatt war, ganz überdeckt mit einer dichten Schrift. Hier und da waren einzelne Worte, oder eine Linie durchstrichen, aber das Uebrige augenscheinlich von einer geübten Hand geschrieben und sehr leserlich.

Das Mädchen gab darauf für jetzt nicht viel Acht, sondern begann von vorn herein das Geschriebene zu durchlaufen, in der Meinung, daß sie schnell daraus würde abnehmen können, wem das Blatt gehörte und schicklicher Weise wieder zugestellt werden müßte.

Raum hatte sie jedoch die ersten Zeilen gelesen, so fühlte sie ihre Aufmerksamkeit sehr erregt und ihre Augen drückten eine plötzliche Ueberraschung aus. Zuweilen schüttelte sie den Kopf, stieß einen Seufzer aus, oder unterbrach ihre Lektüre, um über die Enthüllung nachzudenken, die ihr durch das Schreiben zu Theil wurde, welches eigentlich folgendermaßen lautete:

„Lissieghem den 27. Juni 1858.“

„Freund Heinrich!

„Vergib mir, daß ich zum ersten Mal, da ich seit unserer Trennung Dir schreibe, von deiner Güte und Geduld einen Mißbrauch mache. Ich bin über die Maaßen unglücklich. Aus dem Abgrund des Kammers, worin ich begraben liege, will meine arme kranke Seele hin zu Dir, um Lapsal und Trost zu finden. Oeffne dein Herz, ich flehe Dich an, und nimm wenigstens die Klagen von Jemand auf, welcher in seiner trüben Einsamkeit nach einem freundlichen Worte dürstet, wie der Pilger in der Wüste nach einem Tropfen Wasser, der ihm zur Erquickung dient und ihn vielleicht vor dem Tode bewahrt

„Erinnerst Du dich noch, was unsere Professoren an der Normalschule uns gesagt haben? Wie sie unsere jungen Geister mit einem edeln Ehrgeiz und mit Liebe zu dem Unterricht erfüllten? Sollten wir nicht die Wohlthäter der Menschheit werden? Die Verbreiter von Licht und Sinn für Tugend? Würde nicht Jedermann uns achten, würden wir nicht geehrt und geliebt werden von der ganzen Einwohnerschaft, für deren Wohlfahrt wir uns selbst aufopferten?

„Ich hoffe, daß Du glücklicher bist als ich, und Du bist es ohne Zweifel, denn Ostende ist eine Stadt, und man ist dort nicht außerhalb der Welt. Für mich jedoch ist die Wirklichkeit ein bitterer Hohn.

„Einige Tage nach meiner Ernennung als Lehrer bin ich hier in Lisseghem angekommen, mit einem Herzen voll Freude und Stolz. Weißt Du, was ich gefunden habe? Ein altes verfallenes Haus zum Schullocal, so unsauber und schmutzig, daß es mich demüthigte und beschämte; etliche dreißig Kinder mit zerrissenen Lumpen auf dem Leibe und Holzschuhen an den Füßen; eine Wohnung für mich, die noch zu schlecht ist, um Bettler darin einzuquartiren: und überdieß eine Einwohnerschaft, die feindselig gegen mich gesinnt war und mir übel wollte, ehe sie mich nur gesehen hatte.

„Es besteht hier auf dem Dorfe eine Privatschule. Und, wie es kommt, weiß ich nicht; aber alle Einwohner von einigem Einfluß beschützen dieses Institut. Zu meiner großen Ueberraschung habe ich nur allzu bald erfahren, daß die Leute hier die Gemeindeschule als ein Ding betrachten, welches ihnen mit Gewalt aufgedrungen wird und sie ungerechter Weise zu schweren Opfern zwingt, während ihrer Meinung zufolge die Privatschule mehr als genügend ist. Der Gemeindeführer ist für sie ein unnützer Fremdling, welcher nur in dem Dorfe ist, um einen Theil der Früchte ihrer Arbeit zu verzehren.

„Ich mußte denken, der Gemeinderath, welcher mich ernannt hatte, würde mich wenigstens unterstützen. Ach, seitdem ich bei dem Bürgermeister über den schlechten Zustand des Schulgebäudes Klage geführt habe, sind alle die Mitglieder des Raths über mich aufgebracht und erbittert, als ob ich ihnen böswilliger Weise den Krieg erklärt hätte. Man fürchtet in Lisseghem, die Staatsbehörde könnte wohl die Gemeinde zum Bau eines neuen Schullocals zwingen, und man betrachtet mich nunmehr als einen gefährlichen Mann, welcher Veranlassung dazu geben möchte, daß die Gemeindefürsorge erhöht werden könnten.

„Man verfolgt und verlästert mich, die einen aus Furcht daß ich mehr Schüler bekomme, zum Nachtheile der Privatschule

die andern aus Haß gegen den Mann, welcher einiges Geld aus der Gemeindefasse bezieht. Es ist eine wahre Verschwörung; man tadelt alles, was ich thue und nicht thue.

„Der Vater von einem meiner Schüler hat mir einmal gesagt, daß die Leute mich einen Menschenfeind und anmaßlichen Burschen nennen, weil ich mich niemals in einer Gesellschaft zeige. Ich bin den Sonntag darauf gegen meine Neigung nach der vornehmsten Schenke gegangen und habe da eine Stunde des Nachmittags zugebracht. Des andern Tags ging ein Geschrei über mich los, als wäre ich plötzlich ein Trunkenbold geworden.

„Seitdem bleibe ich wieder zu Hause und sitze da allein, immer allein in meinem traurigen Kämmerchen, um zu lesen, oder im Gärtchen auf einer Bank, um zu träumen über meine bittere Entzauberung und über meine düstere Zukunft.

„Ein großes Unglück noch, mein Freund: ich bin arm, wie Du weißt, und was ich hier beziehe, ist zu meinem kärglichen Unterhalt nicht ausreichend. Ich bin getäuscht worden: man hat mich glauben lassen, daß das Schulgeld der zahlenden Schüler meine Jahreseinnahme zur Genüge steigern würde; und solche Schüler sind nur zehn vorhanden. Dazu muß ich mich, um auszukommen, von dem Bäcker mit Brot, von dem Pächter mit Eiern oder Mehl, von dem Schuhmacher mit Schuhen bezahlen lassen und so fort!

„Um mich hier einzurichten, mußte ich einige kleine Schulden machen; die Leute haben mich schon oft an die unmögliche Bezahlung gemahnt und mich ausgescholten und gedemüthigt.

Wenn ich es nur wagte, an Frau von Overliet zu schreiben! Du weißt wohl, die Dame, welche die Kosten meiner Erziehung bestreiten half. Ich muß Dir erzählt haben, daß mein seliger Vater auf ihrem Schlosse Gärtner war. Als die Cholera einst in Westflandern wüthete, wurde Frau von Overliet auch davon befallen. Alle Dienstboten entflohen und ließen sie im Stich. Mein Vater und meine Mutter blieben allein und wachten an ihrem Bette, und sie glaubte, die Erhaltung ihres Lebens meinen Eltern schuldig zu sein.

„Sie versprach meiner sterbenden Mutter, ihre Aufopferung

dadurch zu belohnen, daß sie für mein Glück sorgen würde. Sie hat es bis jetzt gethan; und so genau bemessen auch ihre Hülfe gewesen sein mag, muß ich sie doch dafür segnen. Aber seitdem meine Erziehung vollendet ist, mag ich um pekuniärer Hülfe willen nicht mehr an sie denken. Sie hat es mir selbst ausdrücklich gesagt, als ich ihr meine Ernennung meldete. Sie ist alt, und was sie einmal beschlossen hat, bleibt unabänderlich.

„Hoffnungsloser Zustand! Kein Mittel, um mich nützlich zu machen; verachtet, gehaßt und erniedrigt, nicht wissend wie ich mich benehmen soll, um wohlzuthun; beschämt und erröthend unter dem Blick der Leute, welche mir meine Armuth vorwerfen! Ich glaubte mehr als Jemand an die schmeichelnden Vorhersagungen unserer Professoren und unserer Lehrbücher. Welche Enttäuschung!

„Dies alles würde mich jedoch nicht so tief in den Abgrund der Muthlosigkeit versenkt haben, denn dadurch, daß ich mir, so zu sagen, das Brod von dem Munde erspare, werde ich noch vor dem Ende dieses Jahres meine Schuld abbezahlt bekommen. Was mich unglücklich macht und zu einem endlosen Kummer verurtheilt, ist die völlige Einsamkeit meiner Seele. Ich habe ein sehnfüchtiges Verlangen nach einem freundlichen Worte, nach einem brüderlichen Lächeln, nach einer Herzensergießung, nach einem bißchen Aufmunterung und kein Mensch in dem Dorfe, der sich mir nähert, keiner, der mir die Hand reicht; nichts als Gleichgültigkeit, Mißtrauen und Haß!

„Hätte ich nur eine Mutter, eine Schwester, dann würde zum mindesten Jemand mich lieben, und ich wäre nicht so ganz allein mit meinen düstern Gedanken. Ich fühle es wohl, dieses ewige Träumen in schmerzlicher Einsamkeit untergräbt die Kräfte meines Geistes und Körpers. Ich erschrecke bei der Vorstellung, daß ich krank werden könnte. Ausgestreckt auf dem Bette und leidend mitten unter Menschen, die mich hassen!

„Ach, hätte ich nur etwas von Blumen, um meine Sinne von ihrer Irrbahn abzulenken! Könnte ich durch Pflege von Gewächsen aus dem Boden die Freunde erstehen sehen, welche ich unter den Menschen nicht zu finden vermag! Aber nein, mein

Garten ist so klein, daß man ihn mit ein paar Schritten messen kann, und der arme Schulmeister hat ihn aus Furcht vor Hungersnoth ganz mit Kartoffeln anpflanzen müssen.

„Neben der Schule wohnt ein Delschläger, der reich ist. Er hat einen großen schattigen Garten, worin eine Todesstille herrscht, als wäre dessen Grund und Boden noch nie von einem lebenden Wesen betreten worden. Dennoch muß er voll Blumen stehen; denn Abends athme ich den Wohlgeruch ein, der hinter der Hecke aufsteigt, und dann tauchen vor meinem Auge das Schloß der Frau von Overvliet und der reiche Blumenpark auf, worin ich als kleiner Junge neben meinem guten Vater arbeitete. Diese Erinnerungen sind mir jedoch peinlich; sie zeigen mir durch Vergleichung all das Leidige und Bittere meines gegenwärtigen Lebens.

„Mehr als einmal habe ich Lust gehabt, meinen Nachbar, den reichen Delschläger um Erlaubniß zu bitten, nur dann und wann einmal in seinem schönen Garten umherzuwandeln; aber ich weiß nicht, Verdruß und Mißmuth haben mich ängstlich gemacht. Ich fürchte mich, scheint mir, vor allem und jedem.

„Ich sehe voraus, welches Rettungsmittel Du mir anrathen wirst, wenn dieser lange Brief Dich nicht abschreckt, mir eine Antwort zu geben. Eine Genossin, eine Gattin, nicht wahr? In der That, dann wären wir zu zweien, um das traurige Loos zu ertragen, und vielleicht würde das Unglück dadurch, daß man es theilt, sich in Glück verwandeln. Aber Du vergiffest, daß ich häßlich bin, und daß mein geschundenes Angesicht jede Frau von mir abschrecken muß. Solche Gedanken sind mir verboten, und ich habe seit meiner Kindheit mein Herz gegen jede unmögliche Hoffnung verschlossen.

„Nein, nein, es ist nichts zu machen; über mich hat sich eine Nacht ohne Ende niedergesenkt. Könntest Du mich zuweilen in meiner Einsamkeit zittern und erbleichen sehen! Dieß kommt daher, daß ich oft in die düstere Zukunft vorausschaue und dann vor einer furchtbaren Ueberzeugung zurückschreke. Du weißt, ein unbemittelter Jüngling welcher die Stelle eines Lehrers in einem Dorfe annimmt, ist an diese Stelle bis an das Ende seines Lebens gebunden. O, mein Gott, ich bin also zu einer

ewigdauernden Zwangsarbeit verurtheilt, und ich werde leiden und mich abhärten, bis der Tod die Ketten des armen Galeerensclaven zu brechen kommt! Du schüttelst den Kopf, nicht wahr? Was mich so sprechen läßt, ist das Heimweh, meinst Du? Allerdings, aber das Heimweh ist eine schreckliche Krankheit, denn sie vernichtet zu gleicher Zeit die Seele und den Körper.

„Ich muß enden. Vergib mir, antworte mir oder nicht; die Ueberzeugung, daß wenigstens ein Freundesherz die Ergießung meines bitteren Kummers und meiner tiefen Traurigkeit aufgenommen hat, ist mir eine wohlthuende Freude und eine helle Leuchte in der Dürsterheit meines Lebens.

„Dein getreuer Freund und Schullehrer

Valentin Stoop.“

Helena Minnens hatte den ganzen Brief gelesen, ohne nur einmal daran zu denken, daß sie sich einer vielleicht tadelnswerthen Indiscretion schuldig machte, indem sie auf solche Weise sich in die Geheimnisse von dem Leben eines andern neugierig eindrangte.

Gewiß, unter andern Umständen würde sie so etwas nicht gethan haben, denn sie besaß ein zartes Gefühl und kannte die Gesetze der Schicklichkeit. Aber hier war sie durch die ersten Linien des Schreibens lebhaft angezogen worden, und sie hatte in voller Vergessenheit sich Kunde von dem Inhalt verschafft, indem sie bald seufzte, bald lächelte und endlich eine stille Thräne aus ihrem Auge wischte.

Sie bemerkte erst am Ende ihrer Lektüre, daß die Sonne schon tief am Himmel stand; und wie überrascht durch die lange Zeit, die sie unter dem Lindenbaum zugebracht hatte, steckte sie den Korb an den Arm und setzte ihren Weg nach dem Dorfe fort.

Sie hielt noch das Papier in der Hand und murmelte bei sich selbst, während sie mit gesenktem Kopfe vorwärts ging.

„Armer Junge! Krankheit des Herzens; Sehnsucht nach Freundschaft, Sehnsucht nach Bruderliebe! Und kein Mensch, der das rettende Wort spricht, Niemand, der ihm die Hand reicht! O, die Menschen, die Menschen! Sie würden ihren Nächsten sterben lassen, ohne den geringsten Versuch, ihm Trost oder Beistand zu bringen. Wie ist das möglich? Ein so gefühlvolles Herz? Nie-

mand hat also im Dorfe gesehen, wornach seine klagenden Augen fragen? Man sagte mir: der neue Schulmeister ist ein Superflugg, ein Bär, ein Menschenfeind und er ist, ach! nur eine Seele, die nach einem Bischen Zuneigung sich sehnt, die leidet, und aus dem Abgrund ihrer Einsamkeit um Hülfe ruft. Ha, ich danke Gott, daß er mir diesen Brief in die Hände kommen ließ. Vielleicht kann ich diesem Kranken zur Genesung verhelfen und es dahin bringen, daß er das Leben wiederum lieb gewinnt. Warum nicht? Es ist so wenig dazu erforderlich. Ich werde meinem Vater sagen, daß er hingehen und ihn einladen soll, dann und wann in unserem Garten zu lustwandeln. Der arme Junge ist ein Blumenliebhaber; ich werde mit ihm von meinen Blumen sprechen aber, aber, ich weiß nicht, ein Mann? Er ist häßlich; und es muß wahr sein, da er es selbst sagt und so traurig davon redet. . . ."

Ihre Stimme wurde unhörbar, und endlich schwieg sie ganz, bis sie den Pfad hinter ihres Vaters Hause erreichte.

Dann betrachtete sie noch einmal mit einem Ausdruck des Zweifels das Papier, welches sie in der Hand hielt, und fragte sich wahrscheinlich, auf welche Weise sie es dem Schulmeister zustellen könnte. Ihn wissen oder vermuthen zu lassen, daß sie es gelesen hatte, schien ihr nicht rathsam; er würde sicherlich dadurch sich beschämt und in ihrer Gegenwart gedemüthigt finden. Aber wie dann das verlorne Papier ihm wieder zuspiesen? Einen Jungen aus dem Dorfe oder Jemand von den Arbeitsleuten ihres Vaters sagen lassen, er habe es gefunden? Konnte es nicht anders sein, so mußte man wohl oder übel seine Zuflucht zu dieser kleinen Lüge nehmen; aber auch dieser Gedanke gefiel ihr nicht so ganz.

Also sinnend und überlegend blieb sie plötzlich lächelnd vor der Hecke an ihres Vaters Garten stehen. Sie bog die Zweige ein wenig aus einander und schaute spähend in den kleinen Gemüsegarten der Schule hinein. Nachdem sie sich versichert hatte, daß Niemand sich in demselben befände, streckte sie den Arm durch die Blätter hindurch und ließ das Papier auf die Bank fallen, welche drinnen an der Hecke stand, und worauf sie den Schulmeister schon mehr

als einmal aus der Ferne, von ihrem Fenster aus, hatte sitzen und träumen sehen.

II.

Seit einer halben Stunde hatten die Kinder für heute die Schule verlassen.

Valentin Stoop, der Lehrer, trat in seinen Garten, ging langsamen Schrittes auf dem einzigen Wege in demselben hin und her, blieb wieder stehen, blickte mit Verlangen nach den hohen Bäumen, welche sich zur Seite hinter der Hecke erhoben, bewegte sich wieder vorwärts und näherte sich einer hölzernen Bank, auf welche er sich niederfallen ließ.

Es möchte schwer gewesen sein, das Alter dieses Mannes zu errathen, denn die Kinderpocken hatten sein Angezicht entstellt; und obwohl er nicht so ganz häßlich war, wie er selbst meinte, so hatte er doch wohl Grund zu vermuthen, daß er niemals eine süße Neigung in dem Herzen einer Frau erwecken würde. Sonst war er sehr hoch gewachsen von Körper, und der Ausdruck seiner Augen zeugte von einer stillen, träumerischen Seele, voll Betrübniß und Traurigkeit zugleich.

Sein Anzug war ausgesuchter und sorgfältiger, als man von einem armen Dorfschulmeister hätte erwarten sollen. Er trug sich, mit Ausnahme einer weißen Halsbinde, durchaus schwarz. Wohl mochten seine Kleider vielleicht fadenscheinig sein, aber sie zeigten sich sorgfältig gebürstet, und man konnte aus der Sauberkeit seines Weißzeugs schließen, daß der Mann, unter dem Druck des Kummer's, doch nichts von dem Sinn für äußere Nettigkeit verloren hatte.

Wie er sich auf der Bank niederließ, warf er einen traurigen Blick auf seine verfallene Wohnung und auf seinen kleinen Garten; die schwarzen Mauern, wovon der Kalk ausgefressen oder abgefallen war, und die Kartoffeln, deren Ertrag zu einiger Erleichterung seiner Armuth dienen sollte, riefen auf seinem Antlitze ein

bitteres Lächeln hervor, und er wandte das Auge ab, als wollte er den Zeugen seiner Erniedrigung und seines Elendes entfliehen.

Allmählig versank er in noch schmerzlichere Träume; sein Kopf fiel auf die Brust hernieder, und bald saß er bewegungslos da, gleich Jemand, der eingeschlummert ist. Eine tiefe Stille umringte ihn; nur der ferne Schlag der Delmühle hätte ihn in seinem Nachsinnen stören können, wenn er an dieses Geräusch nicht schon gewohnt gewesen wäre.

Nach einer Viertelstunde der völligsten Selbstvergessenheit erhob er plötzlich den Kopf. Es wahr ihm als ob Jemand ihn gerufen hätte. Das Wort Meister hatte wohl sein Ohr getroffen; aber da er solchen geheimnißvollen Illusionen seines Gehirns unterworfen war, zweifelte er noch und schaute forschend rings umher.

Da hörte er plötzlich seinen Namen, seinen Vornamen von einer wundersüßen Stimme nennen. Es war ein Laut, welcher ihm ins Herz drang, so daß er schnell mit einem Lächeln der Ueberraschung aufstand.

Er hörte die Stimme wieder, welche rief:

„Herr Valentin! Herr Valentin!“

Raum hatte er einige Schritte gemacht, so blieb er stehen, wie von einer unerwarteten Erscheinung betroffen.

Ueber der Hecke des Delschlägers, und zwischen den Zweigen eines Syringenbusches bemerkte er einen Frauenkopf von seltener Lieblichkeit: blaue Augen, die ihn freundlich ansahen, rosige Lippen, die ihm mit so holdem Wohlwollen zulächelten, daß er voll Erstaunen, entzückt und zugleich schüchtern das ihm unbekannte Mädchen anschaute.

„Kommen Sie doch ein Bißchen näher, Meister,“ sagte Helena, „ich habe Sie um etwas zu bitten. Nehmen Sie mir meine Redheit nicht übel. Ich wollte Sie um einen kleinen Dienst ersuchen; Sie sind gut und gefällig, und werden mir es nicht abschlagen.“

Der Schulmeister näherte sich der Hecke, entblößte sein Haupt mit einem Gefühl von Ehrerbietung und antwortete bewegt:

„Jungfer, es wäre mir eine Ehre und ein Glück, wenn ich etwas thun könnte, um Ihnen angenehm zu sein; aber ich

zweifle Sprechen Sie, ich bitte, und wenn es mir möglich ist"

"O, Herr Valentin, was ich von Ihnen wünsche, ist nicht so ernst und wichtig, wie Sie glauben. Es scheint, Sie sind gewohnt, die Dinge allzu schwarz anzusehen. Sie müssen sich's leichter im Gemüth machen. Der Mensch begegnet auf Erden Verdruß genug, ohne daß er sich durch seine eigenen Vorstellungen noch weitem Kummer zu machen braucht."

Während sie diese Worte sprach, lächelte sie mit einem Anflug so liebenswürdigen Scherzes und versetzte dadurch den armen Schulmeister in solche Aufregung, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, und sich mit Verwunderung im Stillen fragte, wie es käme, daß die Jungfer bei dem ersten Blick in der Tiefe seines Herzens lesen konnte; wie es käme, daß sie ihn mit seinem Taufnamen benannte, gleich einer Freundin oder einer Schwester. Kannte sie ihn vielleicht schon von früher her? Aber er erinnerte sich nicht, sie jemals in seinem Leben gesehen zu haben.

Fand Helena vielleicht einiges Vergnügen an seiner Verwirrung? Wie dem sei, nach einer augenblicklichen Pause sagte sie:

"Nun, kommen Sie doch etwas näher; Sie zwingen mich ja zu schreien. Nun will ich Ihnen sagen, was ich von Ihnen verlange. Sie sind Liebhaber von Blumen, nicht wahr, und haben große Kenntniß von dem Gartenbau?"

"Wie wissen Sie das, Jungfer?" antwortete der Lehrer, immer mehr verwundert.

"Man hat es mir gesagt, und ich glaube es. Ich bin die Tochter von Ihrem Nachbar, dem Delschläger. Seit fünf Monaten war ich abwesend. Ich habe meiner kranken Tante zu Wäregem abgewartet; aber sie ist, Gottlob, wieder völlig genesen. Nun werde ich wieder bei meinen Eltern bleiben. Ich hatte hier, in diesem Garten, viele Blumen, denn gleich Ihnen, Herr Valentin, habe ich diese Lieblinge der Natur ungemein gern. Denken Sie nun, als ich nach Hause kam, habe ich alle meine Blumen beinahe vertrocknet gefunden; ich glaube, es werden über die Hälfte absterben. Das macht mir großen Kummer, und wenn ich so meine armen Pflanzen mit dem Kopf auf dem Boden hängen

sehe, würde mich beinahe ein Weinen anwandeln, wenn der Mensch wegen einer solchen Kleinigkeit den Muth sinken lassen dürfte. Sie werden mir einen Rath geben, nicht wahr, und mir sagen, was ich thun muß, um meine Blumen, zum Mindesten diejenigen, welche noch nicht ganz abgestorben sind, wieder zu erwecken?"

"Ihre Pflanzen, Jungfer, sind abgestorben in Folge der langen Trockenheit, die wir gehabt haben," antwortete der Schulmeister, jetzt theilweise von seiner Schüchternheit erlöst. "Ihr Gärtner hat es wahrscheinlich versäumt, sie bei Zeiten zu begießen."

"Unser Gärtner, Herr Valentin, ist ein alter, braver Mann, welcher mehr vom Gemüsebau als von der Pflege der Blumen versteht. Er sagt, daß er reichlich gegossen habe; aber daß dieses beständige Gießen den Boden so hart macht wie ein Stein und darum eben die zartesten Pflanzen zum Absterben bringt."

"Er hat Recht, Jungfer; aber es gibt ein Mittel, um diesem vorzubeugen. Man muß den Grund rings um die Pflanze mit kurzem Dünger oder mit Stroh bedecken; dann schlägt das Gießwasser nicht auf die Erde nieder, welche auf solche Weise weich und locker bleibt."

"Sehen Sie wohl, Herr Valentin, daß Sie ein genauer Sachverständiger sind!" rief das Mädchen erfreut. "Davon versteht unser Gärtner nichts. Hätte er das gewußt! Nun ist es zu spät, um zu diesem Mittel meine Zuflucht zu nehmen."

"Ganz und gar nicht, Jungfer; es wird noch trocken genug bleiben. Ueberdies, wenn Ihr Gärtner die kranken Pflanzen mit kurzem Dünger umgibt, so wird das Wasser den Nahrungsstoff auflösen und bis auf die Wurzeln durchsickern lassen. Sie werden sehen: die Blumen, welche noch nicht ganz abgestorben sind, werden in kurzer Zeit neue Blätter bekommen und kräftig emporstießen."

"Danke für Ihren freundlichen Rath, Herr Valentin," sagte das Mädchen. "Sie können es einem recht klar auslegen; aber ich begreife nicht ganz, wie es geschehen muß. Seien Sie so gut und kommen Sie in unsern Garten, um mir an Ort und Stelle zu weisen, wie Sie es meinen. Ich werde Ihnen für diese Gefälligkeit dankbar sein."

„In Ihren Garten, Jungfer!“ stammelte der Lehrer zögernd.
 „Und warum nicht, Herr Valentin? Sie, ein Freund von Blumen und Blättern, haben gewiß schon öfter das Verlangen empfunden, in unserem Garten unter den schattigen Bäumen herumzuspazieren. Genügen Sie nun diesem Wunsche, um mir einen Dienst zu erweisen. Kommen Sie, ich will Ihnen meine Blumen zeigen; sie sind nicht alle todt, und es gibt ihrer noch genug, welche Sie mit Vergnügen sehen werden. Sollten Sie sich weigern? O, Herr Valentin, der Mensch muß annehmen, was ihm mit einem guten, herzlichen Wort geboten wird.“

„Aber Ihre Eltern, Jungfer? Sie würden mir meine Redheit übel nehmen.“

„Meine Eltern wünschen schon lange Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, aber sie wagten auch nicht, mit Ihnen darüber sprechen. So bleiben die Leute einander fern, obgleich sie Achtung und Zuneigung gegen einander empfinden. Meine Eltern wissen, daß ich Sie ersuchen wollte zu kommen, und erwarten Sie.“

„Wenn dem so ist, Jungfer, so werde ich nicht säumen; Sie bitten so freundlich, daß ich es nicht abzuschlagen wage.“

„Ich danke Ihnen, Herr Valentin, für Ihre Dienstfertigkeit. Ich werde an unserer Thüre warten, um Sie hineinzuführen und meinen Eltern vorzustellen.“

Und nach diesen Worten zog sie den Kopf zurück und verschwand hinter dem Springenbusch.

Der Schulmeister hielt die Augen noch eine Weile bewegungslos auf die Stelle gerichtet, wo das liebliche Angesicht mit den süßen blauen Augen zwischen dem Laubwerk erschienen war. Dann wandte er sich um und schritt träumerisch seiner Wohnung zu. In seinem Kämmerchen zog er einen andern Frack an und ordnete seine Kleidung ein wenig. Seine Lippen bewegten sich und er murmelte einmal über das andere in sich selbst hinein: „Herr Valentin, Herr Valentin,“ als hätten diese Worte vornehmlich einen überwältigenden Eindruck auf sein Gemüth hinterlassen. Er lächelte leise; es lag eine besondere Freudigkeit in seinem Blick und gegen seine Gewohnheit hielt er den Kopf aufrecht und schien voll Muthes, als er auf die Straße trat.

Von neuem Entzücken wurde er bei dem Anblick des schönen jungen Mädchens ergriffen, welches auf der Schwelle ihrer Hausthüre stand und mit kindlicher Ungeduld ihm winkte, daß er sich beeilen möchte.

Sie faßte seine Hand und führte ihn in das Haus, während sie sagte:

„Ich stehe schon lange vor der Thüre, Herr Valentin, und meine Eltern warten auf Sie. Kommen Sie hieher, in dieses Zimmer. . . . Sehen Sie, da sind meine Eltern.“

Der Delschläger, Jan Minnens, war ein robuster Mann mit rothen Wangen und einem alltäglichen Gesicht, worauf nichts zu lesen stand, als daß er wahrscheinlich Liebhaber von einem guten Tisch und einem gemächlichen Leben war. Seine Frau, obwohl gleichfalls corpulent, mußte in ihrer Jugend ein hübsches Mädchen gewesen sein, und es lag in ihrem Antlitz mehr Feinheit und in ihren Augen mehr Lebendigkeit.

Man mochte auf den ersten Blick sie als reiche Landleute erkennen, denn obwohl sie nach städtischer Weise gekleidet waren, blieb doch in ihrem Benehmen etwas Bäurisches und Unbehülfliches.

Helena führte den Schulmeister zu ihren Eltern hin, welche gleichgültig aufschauten und sitzen blieben.

„Sieh, Vater, sieh, Mutter,“ sprach sie, „da ist Herr Valentin Stoop, welcher schon lange Euch um Erlaubniß bitten wollte, dann und wann in unserem Garten ein wenig spazieren gehen zu dürfen.“

„Und warum denn einen Andern deßhalb ansprechen, statt mir selbst ein Wort davon zu sagen?“ fragte der Delschläger in ziemlich hartem Tone.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Herr,“ sagte der Lehrer. „Zeugnen, daß ein solcher Wunsch zuweilen in mir aufgestiegen ist, kann ich gerade nicht; aber seien Sie überzeugt, noch nie habe ich mit Jemand darüber gesprochen.“

„Und wie kann es dann meine Tochter wissen?“

Einen Stuhl vorschiebend, forderte Helena den Schulmeister auf, sich niederzusetzen. Sie hoffte durch diese Bewegung ihres Vaters Fragen zu entgehen.

„Nun, setzen Sie sich, Meister,“ sagte die Mutter. „Da Sie mit meinem Mann ein Gespräch anknüpfen wollen, so würde es unhöflich von unserer Seite sein, Sie stehen zu lassen. Seien Sie nicht verlegen, thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.“

„Ja, ja, Meister,“ nahm der Delschläger wieder das Wort, „wie können Sie das zusammenreimen, daß unsere Tochter etwas davon wisse, während Sie doch kein Wort hierüber geäußert haben?“

„Nun, Vater,“ rief das Mädchen, „was ist daran zu verwundern? Ich habe darauf gerathen.“

„Unmöglich; Du sagst die Wahrheit nicht. Ich habe es nicht gern, daß man mich für einen Dummkopf halte, und will wissen, wie Du darauf gekommen bist, daß der Schulmeister mich um etwas der Art bitten wollte.“

„Aber erzürne Dich doch nicht unnöthiger Weise, lieber Vater,“ sagte das Mädchen, indem sie ihm lachend die Wange streichelte. „Hör' zu, ich will Dir es erklären. Obgleich meine Kammer ganz am Ende des Hauses gelegen ist, kann ich doch von ferne in den Schulgarten sehen. Seitdem ich wieder heimgekehrt bin, bemerkte ich da zuweilen auf der Bank neben der Hecke einen Mann, der mit gesenktem Kopfe da saß und so sitzen blieb, ohne sich zu rühren. Ich habe bei mir selbst gesagt: Unser Schulmeister muß Kummer haben. Nicht wahr, Herr Valentin, Sie hatten einigen Kummer?“

„Ich sinne und träume viel, allerdings, Jungfer,“ lautete die Antwort. „Wie könnte es auch anders sein? Ich bin immer allein mit meinen Gedanken.“

„Siehst Du wohl, Vater, daß ich mich nicht irrte? Dieß kommt daher, daß derjenige, welcher ein gefühlvolles Herz hat und mitleidig ist, so zu sagen auch eines Andern Schmerz errathen kann. Als ich Herrn Valentin so traurig in seinem elenden Gärtchen mitten unter den Kartoffeln sitzen sah, habe ich gedacht, er müsse wohl wünschen, in unserem großen Garten spazieren gehen zu dürfen, und um so mehr, da ich sagen hörte, daß er ein Kenner und Liebhaber von Blumen ist.“

„Es mag so sein, Helena,“ murmelte der Delschläger. „Thue also nach deinem Geschmack. Der Meister kann in unserm Garten lustwandeln, so viel er will.“

„Sie werden uns ein Vergnügen machen, Herr, und uns nicht im Mindesten geniren,“ setzte die Mutter hinzu, „denn außer unserer Helena ist Niemand von uns da, welcher viel in den Garten geht.“

„Dürfte ich wohl wagen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen?“ stammelte der Lehrer. „Ich fürchte, meine Unbescheidenheit . . .“

„Nun ja, ich will es Ihnen rathen,“ lachte der Delschläger, „suchen Sie der Grille zu widerstehen, welche die kleine Närrin da sich jetzt in den Kopf gesetzt hat! Sie wird nicht ablassen und Sie wohl zu zwingen wissen, so wie sie uns zwingt. Geschieht es vielleicht nur, um Complimente zu machen? Darauf halte ich durchaus nichts. Wie ich sage, so meine ich es auch: spazieren Sie im Garten herum, kommen Sie in unser Haus, so oft Sie wollen, und wollen Sie nicht, so ist es gleich viel.“

„Gewiß, Herr, Sie werden uns immer willkommen sein,“ verbesserte seine Frau.

„Sehen Sie wohl, Herr Valentin, daß meine Eltern Sie mit Vergnügen werden in unserem Garten lustwandeln sehen?“ rief das Mädchen. „Kommen Sie jetzt, keine Zeit verloren! Mein Vater muß in die Fabrik, um die Arbeitsleute zu überwachen; meine Mutter hat auch noch etwas zu thun. Wir gehen in den Garten; ich will Ihnen sogleich meine Blumen zeigen.“

Auf dem Hausöhrn sagte sie mit vertraulichem Lächeln und beinahe ihm ins Ohr sprechend:

„Mein Vater ist ein besonderer Mann; er hat das beste Herz von der Welt, aber er will es verbergen, und darum zeigt er sich ein Bißchen hart; meine Mutter ist auch sehr gut und sie hat es gern, daß ich den armen Leuten Gutes thue und den Leidenden Trost bringe.“

Der Schulmeister ließ sich gleich einem bewußtlosen Kinde in den Garten führen; die Stimme des liebenswürdigen Mädchens erklang in seinen Ohren wie eine verlockende Musik, und

er achtete beinahe nicht auf das, was sie sagte, so sehr verirrte sich seine Seele in süßen, jedoch unbestimmten Gedanken.

So verlegen und außer sich war er nicht mehr; jetzt, da er die Eltern nicht mehr vor den Augen hatte und sich allein mit seiner freundlichen Beschützerin befand, fühlte er sich im Herzen voll stiller Lebensfreude und voll Muthes. Er hatte sich bereits unterstanden, ihr dankbar zuzulächeln, als sie sagte, daß sie sich äußerst darüber freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Helena deutete mit dem Finger nach einer kleinen Anhöhe und sagte:

„Dort, hinter der großen Traueresche, stehen meine Blumen. Dort müssen Sie mir Alles sagen, was Sie wissen, und dürfen es mir an Erklärungen nicht fehlen lassen. Dann wird der Gärtner verwundert über meine Gelehrsamkeit dastehen, und ich werde Ihnen für Ihre Dienstfertigkeit dankbar sein. Da sind wir. Sehen Sie, wie mager und wie klein die armen Pensée's. Vergangenes Jahr habe ich dieselben von der Frau Baronin zum Geschenk bekommen. Sie waren so schön und so groß! Jetzt stellen sie nichts mehr vor. Es kommt von der Trockenheit, nicht wahr, Herr Valentin?“

„Nein, Jungfer, von der Trockenheit nicht allein. Um immer schöne Blumen zu haben und die Sorte zu erhalten, muß man diesen Pflanzen ihre Stengel nicht allzu lang wachsen lassen. Im September muß man ihnen alle Blätter abschneiden oder starke Ableger davon machen, denn die aufgeschossenen Pflanzen sterben meistens im Winter ab oder geben das Jahr darauf nur sehr verkleinerte Blumen. Das ist die erste Bedingung bei einer guten Pflege der *Viola tricolor*.“

„Wie nennen Sie diese Blume?“ fragte das Mädchen.

„*Viola tricolor*, Jungfer.“

„Verstehen Sie Latein?“

„Nein, Jungfer; aber ich kenne doch die Namen von vielen Blumen und Gewächsen.“

„Haben alle Pflanzen solche Namen?“

„Ja.“

„Kleine und große?“

„Alle.“

„Und dieses hübsche Gras da, welches einer Feder gleicht, die man auf einen Frauenhut stecken möchte?“

„Das ist die *Stipa pennata*, Jungfer.“

„Wie wunderbar! — Und die Pflanze da mit den schönen gefleckten Blättern?“

„*Hydrangea Japonica variegata*!“

„Was für ein sonderbarer Name! Meine Tante hat sie mir als eine Seltenheit geschenkt.“

„Sie ist hübsch, ohne selten zu sein. — Wo sie jetzt steht, wird sie gewiß verkümmern.“

„Warum?“

„Weil alle Pflanzen, Jungfer, mit gefleckten oder gestreiften Blättern einen mehr oder minder beschatteten Platz haben wollen. Dieses fleckige oder marmorirte Aussehen, welches wir als eine Schönheit betrachten, entsteht aus einer Art von Krankheit. Die Gewächse, welche damit behaftet sind, scheuen das starke Sonnenlicht, und man darf sie nicht allzu sehr begießen, denn sie verderben leicht. Ueberdies erfordert die gemeine Hortensie selbst einen halb beschatteten und ziemlich feuchten Boden.“

„Sehen Sie, Herr Valentin, diese Lilien da hat mein Vater vor jetzt zwei oder drei Jahren bei Gelegenheit meines Namens-tages für mich gekauft. Sie waren so schön und so voll Blumen! Jetzt steht kaum auf jedem Stengel noch eine kleine kränkelnde Blume. Unser Gärtner hat sie jedoch wohl gedüngt in der Hoffnung, daß sie stärker werden sollen.“

„Dünger ist beinahe immer tödtlich für Pflanzen mit Knollenwurzeln, wie Lilien, Tulpen, Hyacinthen und dergleichen. *Lilium lancifolium*, die Blume, welche Ihr Herr Vater Ihnen schenkte, will in Heideboden stehen; in so schwerer Erde wie diese muß sie allmählig absterben.“

„Wächst diese schöne Lilie denn auf der Heide?“

„Nicht doch, Jungfer. Was man Heideboden nennt, ist eine künstliche Erde, aus verwesenen Blättern, versautem Holz, aus Sand und ein wenig Gartenerde zusammengesetzt. Die zartesten Gewächse, welche wir hier zu kultiviren suchen, stammen aus

allen Gegenden der Welt; die einen wachsen auf den Bergen, die andern in den Thälern oder in den Büschen, auf den Weiden oder auf sandigen Flächen. Da man nun nicht jeder Pflanze besonders ihren natürlichen Boden verschaffen kann, so hat man eine Mischung gesucht, welche im Allgemeinen für sie insgesammt günstig sein mochte. Dieses Gemengsel ist die Heideerde, besser Walderde genannt. Darin finden auch die schwächsten Gewächse reichliche Nahrung und sie können mit ihren Wurzeln gemächlich durch die schwammige Erde bringen. Aber was meiner Meinung nach den größten Vorzug der Walderde ausmacht, ist, daß sie das Wasser durchsickern und niemals, selbst nicht im Winter, die Wurzeln in einer stehenden Feuchtigkeit sich baden läßt. Denn eine solche Feuchtigkeit ist die Ursache von dem Verlust unserer zärtlichsten und schönsten Blumengewächse, wenn wir sie in gewöhnlicher Erde kultiviren wollen.“

„Aber, Herr Valentin,“ murmelte das Mädchen verwundert, „wie können Sie dieß Alles so gut wissen?“

„Sehen Sie, Jungfer, das kommt daher, daß mein Vater Gärtner auf einem großen Schloß mit einem ausgedehnten Blumenpark und vielen Treib- und Gewächshäusern gewesen ist. Bis zu meinem vierzehnten Jahr habe ich mit ihm gearbeitet; hernach habe ich meine Freude daran gefunden, über den Beruf, worin ich geboren und erzogen worden bin, einzelne Bücher zu lesen.“

„Ach, ich sehe wohl, daß es nicht genug ist, die Blumen zu lieben!“ seufzte das Mädchen. Um Vergnügen, großes Vergnügen in ihrer Pflege zu finden, muß man Kenner sein wie Sie, Herr Valentin. . . . Von den Balsaminen habe ich viel erwartet; doch die Dürre hat ihnen alle Kraft benommen.“

„Sie stehen zu dicht an den Bäumen: die Balsamina und der Aster Sinensis noch mehr wollen in freier, offener Luft stehen; die Nachbarschaft größerer Gewächse hindert ihr Wachsthum.“

„Da Sie Alles wissen, was die Pflanzen betrifft, so können Sie wahrscheinlich mir auch sagen, warum die meisten meiner Levkojen dieses Jahr einfach sind? Voriges Jahr hatte ich Samen zu Brüssel gekauft, und fast alle meine Levkojen waren gefüllt.“

„Den Grund weiß ich nicht mit Sicherheit anzugeben,“ antwortete der Lehrer achselzuckend. „Es hängt oft von der zweckmäßigen Behandlung und von der Einsammlung des Samens ab. Die Pflege derselben erfordert größere Sorgfalt, als ein gewöhnlicher Liebhaber darauf verwenden kann. Aber man thut besser daran, jedes Jahr neuen Samen zu kaufen. Es gibt zu Paris, zu London und anderswo große Gärtnereien, wo man sich auf die Erlangung guten Samens besonders verlegt. Man sät zum Beispiel eine große Menge Pflanzen; man raust alles aus, was mittelmäßig und schwach ist; man vermischt zweckmäßig Farben und Formen, um die gewünschte Zinte und Fagon zu erhalten, man überschattet die Pflanzen mit einem Zeltdach, so oft ein Regen droht, um die Saat gegen Feuchtigkeit zu schützen. . . . Als ich noch ein kleiner Junge war, hatte ich die Sommerlepköjen sehr gern und füllte beinahe jedes Jahr mein kleines besonderes Gärtchen damit aus. Der beste Same von Cheiranthus annuus wird zu Erfurt in Deutschland gezogen.“

Es trat eine augenblickliche Pause ein; das Mädchen schien nachzudenken.

„Ach, Herr Valentin,“ rief sie plötzlich, „wie sind Sie doch so glücklich, alle die Namen der Blumen und Kräuter zu wissen! Für Sie sind es lauter Bekannte und Freunde, und wenn Sie durch einen Garten oder durch das Feld spazieren, so ist es, nicht wahr, als ob alle Geschöpfe Gottes Ihnen zum Gruß ihre Namen zuriefen?“

„Allerdings, Jungfer, ist es ein großer Genuß.“

„Wäre ich kein Mädchen, so möchte ich es wohl lernen; aber so ist es zu mühsam. Vielleicht könnte ich nicht einen einzigen Namen nachsprechen, wenn Sie nicht die Güte hätten, mir ihn langsam vorzusagen.“

„Das kostet weiter keine Mühe; nichts als einen Wunsch von Ihnen.“

„Sie wollen mich die Namen von allem, was ich hier sehe, lehren, Herr Valentin? Und Sie glauben, daß es nicht über meine Kräfte gehen werde?“

„Das geht sehr leicht, Jungfer. Sehen Sie ein einfaches

Mittel. Zu jeder Pflanze steckt man ein Stäbchen, worauf der Name deutlich geschrieben steht. Im Vorübergehen liest man täglich diese Namen, sogar ohne es zu wissen, und nach Verfluß von einigen Monaten steht alles so fest in unserem Kopf eingegraben, daß man es beinahe nicht mehr vergessen kann."

"Ach, ich will meinen Vater bitten, mir solche Stäbchen machen zu lassen! Sie werden die Güte haben, dem Vater zu sagen, was er darauf setzen muß?"

Der Schulmeister sah dem Mädchen mit einem flehenden Blick in die Augen.

"Sie sprechen von Güte, Sie die Güte selbst," antwortete er. "Ich bitte, gestatten Sie mir, nach dem Maße meiner Kraft, Ihnen zu beweisen, daß ich dankbar bin; die Stäbchen will ich selbst machen und dieselben neben ihre Blumen stecken."

"Sie die Stäbchen machen? Hunderte von Stäbchen."

"Ich habe in meinem Leben viele Tausende gemacht, Jungfer. O, schlagen Sie mir es nicht ab; die Arbeit wird mich glücklich machen in meiner Einsamkeit."

"Da Sie es wünschen, werde ich es annehmen, um Ihnen ein Vergnügen zu machen Nun, Herr Valentin, hier ist eine Bank; lassen Sie uns ein wenig sitzen; ich bin etwas müde."

Sie setzte sich nieder; aber der Schulmeister blieb vor ihr stehen.

"Was ist das nun?" lächelte sie. "Wozu ist die Bank denn gemacht?"

Der schüchterne junge Mann ließ sich fern von ihr am andern Ende der Bank nieder.

"Ja, aber dort nicht!" rief sie. "Da müßten wir allzu laut sprechen. Näher, noch näher! ich möchte gern vertraulich mit Ihnen plaudern, über andere Dinge als die Blumen Seien Sie aufrichtig, Herr Valentin, und verbergen Sie mir nichts, sonst möchte ich Ihnen böse werden."

"Was verlangen Sie zu wissen, Jungfer?"

"Herr Valentin, Sie sind unglücklich, nicht wahr?"

"Sehr glücklich bin ich allerdings nicht."

Sie streckte den Finger tadelnd gegen ihn aus und sagte:

"O, Herr Valentin, Sie sind zurückhaltend gegen mich!

Ist Ihr Herz nicht voll Kummer? Sie sind nicht in Traurigkeit versunken, sind nicht muthlos?"

"Nun ja," antwortete er bewegt. "Ich war unglücklich, sehr unglücklich und des Lebens müde; aber seit einer Stunde ist es mir, als wäre die Welt plötzlich mit einem neuen Licht und mein Herz mit neuem Muth erfüllt worden."

"Sie machen Komplimente und wollen mir schmeicheln," scherzte das Mädchen. "Aber lassen Sie uns in Ernst sprechen. Warum sind Sie unglücklich?"

"Das ist schwer zu erklären, Jungfer. Ich bin in meiner Erwartung getäuscht worden. Als ich die Normalschule verließ, um nach Lisseghem mich zu begeben, war ich voll Freude und süßer Hoffnung. Ich wollte mich ganz meinem Amte weihen; ich wollte Kenntniß und Wissenschaft unter der Einwohnerschaft verbreiten, welche mich berufen hatte; ich wollte mich aufopfern für deren Wohlfahrt und Jedermann zu Diensten stehen. So dachte ich aller Achtung und Freundschaft zu verdienen. Ich bin elternlos, ohne andere Familie, als einige entfernte Vettern oder Basen, welche mich beinahe nicht kennen. Zu Lisseghem dachte ich eine Familie zu finden, um in ihrer Mitte meine Tage zu beschließen. Ach, ich habe hier nichts als Widerstreben und Feindschaft angetroffen. Kein Mensch, der mich anspricht, kein Herz, das die geringste Zuneigung zu dem meinigen empfindet. Ich bin allein wie in einer Wüste, in einer ewigdauernden Seelennacht. So kann ich nicht leben; es sei nun Kummer, Verdruß, Langeweile oder Schrecken vor der Zukunft, ich war zuletzt ganz muthlos und krank."

"Uebertreiben Sie nicht ein Bißchen, Herr Valentin?"

"O nein, im Gegentheil"

"Wenn ein Mensch einmal in traurige Gedanken verfällt, dann steigert sich sein Kummer allmählig nicht selten zu einer Art von Verirrung, und er quält sich selbst ungerechter Weise, ohne es zu wissen. Meine Tante war auch so. Sie ist krank davon geworden. Ein Glück, daß ich ihre hoffnungslosen Betrachtungen allmählig überwinden konnte."

"Ich glaube nicht, daß ich übertreibe. Raum wage ich noch

Jemand anzureden, aus Furcht zu vernehmen, was man Schlimmes im Dorfe von mir spricht."

"Sehen Sie wohl? Wie kommt es dann, daß ich noch nichts als Gutes von Ihnen gehört habe? Der eine lobt Ihr eingezogenes Benehmen, ein anderer Ihre Gelehrsamkeit, ein dritter Ihre höflichen Manieren, ein vierter Ihre väterliche Sorge für Ihre Schulkinder."

Der Lehrer schaute das Mädchen mit großer Verwunderung an; er hätte gern noch gezweifelt, aber wie den süßen Worten von Jemand den Glauben zu versagen, der keinen denkbaren Grund haben konnte, ihn zu täuschen.

"Sollte das wahr sein?" rief er mit freudigem Blick. "Es gibt Leute im Dorf, die nicht böse auf mich sind? die Gutes von mir reden? Ich sollte mich also geirrt haben?"

"Es sind Ihre Gedanken, Ihre einsamen Träumereien, welche Sie auf diesen Abweg geleitet haben. Wenn der Kummer uns einmal einen dunkeln Schleier über die Augen gelegt hat, dann sehen wir alles nur schwarz."

"Es ist wahr," seufzte der Schulmeister. "Ich bin vielleicht ungerecht gegen die Leute gewesen; gleichwohl habe ich anfänglich alles gethan, was möglich war, um Jedermanns Freundschaft zu gewinnen. Man hat mich zurückgestoßen"

"Nein, nein, es kommt daher, daß keine Leute im Dorf sind, von welchen Sie begriffen werden, oder welche Kenntnisse genug besitzen, um mit Ihnen sich zu besprechen. Nun haben Sie eine Person gefunden, die Ihnen wenigstens mit großem Vergnügen zuhören und Ihnen für Ihre angenehme Unterhaltung dankbar sein wird. Wir werden täglich hier im Garten spazieren gehen und von Blumen, von den Schönheiten der Natur und allerlei angenehmen Dingen plaudern. Sie sollen mich unterrichten; ich werde Ihre Schülerin sein. Kommen Sie jeden Nachmittag nach der Schulzeit hieher. Ich werde jedesmal mit fröhlicher Ungeduld auf Sie warten."

"O, Jungfer," stammelte der gerührte Schulmeister, "Sie sind so freundlich und so gut gegen mich, daß ich mich frage, wodurch ich solche Ehre und solches Glück verdient habe. Alle

Tage werde ich nicht kommen; das hieße Ihre Edelmüthigkeit und die Gunst Ihrer Eltern mißbrauchen. Dank, o Dank, es ist zu viel: dieser einzige Tag ist Schätze werth für meine bedrückte Seele."

"Nein, nein, stehen Sie noch nicht auf," sagte Helena. "Ich muß Ihnen auch ein Bekenntniß ablegen; denn Sie verstehen mich nicht recht. Unglücklich bin ich gewiß nicht; ich bin das verzogene Kind meiner Eltern, und Jedermann im Dorfe liebt mich. Jedoch langweile ich mich zuweilen, und dann werde ich traurig wie in einer peinlichen Einsamkeit. Es fehlt mir etwas; Jemand, mit welchem ich von andern, als den alltäglichen Dingen reden kann; ein verständiger Mann, ein Kopf der denkt, ein Herz das fühlt. Sie sehen wohl, daß, wenn Sie die Güte haben, hieher zu kommen, so oft es Ihnen möglich ist"

Aus der Ferne ertönte des Mädchens Name.

"Ich komme, ich komme, Mutter!" rief Helena aufstehend und den Fußpfad einschlagend.

Im Weitergehen sagte sie zu dem Schulmeister: "Ich weiß, was es ist; ich muß meiner Mutter bei etwas helfen. Vergessen Sie nicht, morgen zu kommen. Versprechen Sie es mir?"

"Da Sie es befehlen, Jungfer!"

"Nein, ich bitte Sie darum. Wir werden einander so vor Langerweile bewahren. Nennen Sie mich nicht mehr Jungfer. Sie haben keine Schwester? Nun, denken Sie, ich sei Ihre Schwester. Nennen Sie mich Helena; dann werde ich gleichfalls das Wort Herr nicht so oft wiederholen müssen."

"O, Jungfer Helena," seufzte der Lehrer mit emporgehobenen Händen, "wie werde ich jemals Ihre milde Freundlichkeit anzuerkennen im Stande sein!"

"Es gibt ein Mittel dazu."

"Sprechen Sie; ich möchte durch das Feuer gehen, um Ihnen zu beweisen"

"So schrecklich ist es nicht: Sie müssen mir versprechen, daß Sie sich selbst keinen Verdruß mehr machen; daß Sie Muth fassen und mehr Hoffnung auf das Leben setzen wollen."

"Ich weiß nicht, was mir geschieht, Jungfer," antwortete

er zögernd; „aber seit diesem Nachmittag fühle ich mich glücklich und muthvoll. Vielleicht könnte ich jetzt nicht traurig sein, und hätte ich den rechtmäßigsten Grund dazu.“

„So? bereits genesen, Valentin?“ fragte das Mädchen hoch erfreut.

„Ich glaube es wahrhaftig.“

„Bleiben Sie in dieser guten Stimmung, Valentin; es ist die einzige Belohnung, welche ich verlange. Ihre Belohnung wird die Freundschaft von Helena sein.“

Sie näherten sich in diesem Augenblick dem Hause, auf dessen Schwelle sich Frau Minnens befand.

„O, Mutter,“ rief das Mädchen, „Herr Valentin weiß so schöne Dinge über die Blumen zu erzählen, daß Du ihm Stunde um Stunde zuhören könntest, ohne an die Zeit zu denken. Was er sagt, ist so unterhaltend und lehrreich! Er kommt morgen wieder, um seine Lektion fortzusetzen.“

„Ja,“ sagte die Frau, „will er auf Dich hören, wenn Du dir einmal etwas in den Kopf gesetzt hast, dann wirst Du ihm Last genug machen. Entschuldigen Sie dieselbe nur, Meister.“

„Ich bin ihr vielmehr sehr dankbar, Frau Minnens, und werde es mir zur Ehre rechnen, etwas thun zu können, was ihr angenehm ist.“

„Nun, Meister, dann thun Sie nur, was sie von Ihnen haben will. Es gibt doch kein Mittel, ihr etwas abzuschlagen.“

Der Jüngling grüßte Mutter und Tochter mit vielen Bücklingen und ging zur Thüre hinaus; hier aber stieß er auf den Delschläger, welcher ihn fragte:

„Nun, Meister, wie finden Sie unsere Helena? Sie hat ein gutes Mundstück; sie kann die Worte setzen wie ein Advokat. Es hat uns Geld genug gekostet, um sie etwas lernen zu lassen. Sie ist gut von Herzen, nicht wahr?“

„O, Herr Minnens,“ antwortete der Schulmeister mit Augen voll Bewunderung, „wie müssen Sie den Herrn preisen, der Ihnen einen so reinen Engel zum Kinde gegeben hat! Sie ist gut, edelmüthig, verständig, unterrichtet, Rose und Lilie zugleich, ein unschätzbares Kleinod Ihrer Vaterliebe“

„Nun, nun, Meister, hören Sie auf! Wo wollen Sie um Gotteswillen mit diesen unverständlichen, hochtrabenden Redensarten hinaus?“ fiel ihm der Delschläger mit einem Lachen der Zufriedenheit in's Wort. „Ich weiß wohl, daß meine Tochter liebenswürdig und gelehrt ist, und Sie brauchen wir das nicht in Krämerlatein zu sagen.“

So unerwartet und so barsch in seinem Gefühl gekränkt, wurde der Schulmeister roth vor Scham und schlug die Augen nieder.

Der Delschläger faßte ihn bei der Hand und schüttelte sie gewaltig.

„Nun, nun,“ sagte er, „Sie fassen alles verkehrt auf. Ich wollte Ihnen keinen Verdruß machen, im Gegentheil; aber Sie müssen es so genau nicht nehmen, sonst werden Sie sich niemals an unser Dorf gewöhnen. Wir sind eben noch etwas ungeschlachte Leute. Es macht mir Freude, daß Sie eine so günstige Meinung von unserer Helena bekommen haben. Sie spricht gern mit Leuten, welche Verstand besitzen und gelehrt sind. Ich bin überzeugt, daß sie Vergnügen an Ihrer Unterhaltung gefunden hat. Besuchen Sie uns nur, Meister, von Zeit zu Zeit, so oft es Ihnen beliebt. Ich werde nicht viel Complimente mit Ihnen machen, aber Sie sollen darum nicht minder willkommen sein.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und trat in das Haus.

Der Lehrer begab sich in seine Wohnung, öffnete sein Arbeitszimmer und schloß die Thüre hinter sich. Er hob mit Augen, die von Glück strahlten, die Hände empor und sagte in tief gerührtem Ton:

„Dank, Dank, o Gott, der du einen Blick deiner Gnade hast auch auf mich fallen lassen; der du einen deiner Engel gesandt hast, um meiner armen, leidenden Seele den Himmel der Freundschaft zu erschließen. Sei gepriesen dafür!“

Und er ließ sich, wie seiner Aufregung unterliegend, auf einen Stuhl fallen, starrte bewegungslos ins Weite und lachte und jubelte, als ob sich seinem Blicke die wunderbarsten, bezauberndsten Gegenstände darböten.

III.

„Lisseghem den 27. August 1858.

„Theurer Heinrich!

„Danke für deinen lieben Brief. Die Freundschaft muß wohl ein mächtiges Gefühl sein, da sie Dich in meine Zukunft voraussehen läßt. Du kündigtest mir an, daß da wohl unerwartet ein Stern in der düstern Nacht meines Leides emporsteigen werde! Nun, der Stern ist aufgegangen, und er überströmt mein Leben mit dem Schimmer eines unendlichen Glücks!

„Das Licht ist mir erschienen in der Gestalt eines jungen Mädchens, das aus Mitleid, aus Herzensgüte, aus geheimnißvoller Sympathie, vielleicht zu mir gekommen ist und mich wie mit einem Zauberschlag aus dem Abgrund des Kammers in den Himmel der Seelenfreude erhoben hat.

„Sie ist die Tochter von meinem reichen Nachbar, dem Delschlager. Ihre Eltern sind durch sie meine Freunde geworden. Ich habe eine Familie gefunden: und dabei eine Schwester, süß wie ein Engel, einfach, voll Gefühls und Verstandes, ein ausgewähltes Wesen auf der Erde.

„Ich gehe täglich mit ihr in dem schönen Garten ihres Vaters spazieren; wir sprechen von Blumen, von der Poesie der Natur, von Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende Sie tröstet mich, sie flößt mir Muth ein, sie lehrt mich, wie man sich über die Widerwärtigkeiten dieses Lebens erheben kann und muß. O, könntest Du sie nur hören! Sie hat aus Mitleid oder von einem unbegreiflichen Gefühl angetrieben, die ganze Tiefe meiner Traurigkeit erforscht und alle meine verborgensten Gedanken errathen. Kein Wort von ihr, ohne daß sie einen meiner Schmerzen auffucht und mit vollen Händen Balsam darauf gießt.

„Ich sehe wohl, sie will mir zur Genesung, zu völliger Genesung verhelfen und mich lehren, als eine Wohlthat und ein Glück dieses Leben zu lieben, welches ich als ein peinliche Last zu hassen begann. Die gute Helena! weißt Du, wie weit sie es in ihrem edelmüthigen Werke schon gebracht hat? Ich fühle

mich so stolz und so froh, daß ich mein Loos nicht mit dem Loose eines Königs vertauschen möchte!

„Es ist wunderbar: noch stellen Augenblicke sich ein, da ich zweifle, ob ich nicht seit zwei Monaten der Spielball irgend eines mir die Sinne verwirrenden Zaubers bin, ob ich das alles nicht geträumt habe. Wenn ich in dem Garten, an ihrer Seite auf der Bank sitzend, ihre süßen Worte zu hören scheine, horche ich oftmals auf nichts als den Klang ihrer Stimme allein; diese Stimme, Freund, badet mein Herz gleichsam in einem Strom stillen, doch tiefen Glücks, und es ist mir, als würde ich ganz und gar der Welt entrückt

„Du lächelst? Du glaubst, daß ich vor mir selbst die Quelle meiner Empfindungen verberge? Ich bin Mensch und Mann, nicht wahr, und das Gefühl, dessen Du mich schuldig wähnst, entsteht in uns, ohne daß wir es wissen? Was würdest Du nicht denken, wenn ich Dir sagte, daß ihr Angesicht so schön ist als ihre Seele, und daß die lieblichste Frühlingsrose neben ihr erbleicht?

„Und doch, Du irrst dich, und die bloße Vermuthung eines solchen Gedanken bei Dir kränkt mich wie eine Lästerung. Besteht eine Sympathie zwischen mir und dem Engel, der mich aus dem Abgrund des Kammers gerettet hat, so ist dieses Gefühl nur Freundschaft, aber die wahre, die reine Freundschaft, von allen materiellen Ansprüchen geläutert.

„Du glaubst mir nicht? Wie könntest Du zweifeln? Ich bin arm. Meinst Du, Helena's Eltern, welche das Geld so hoch schätzen, würden mich so aufnehmen, wenn sie nur die Möglichkeit einer solchen Neigung, wie Du glaubst, sich vorstellen könnten?

„Niemand mißtraut mir, weder sie noch ihre Eltern, und auch ich mißtraue mir selbst nicht. Bin ich nicht häßlich und ist ein Blick auf mein entstelltes Gesicht nicht eine wahre Schutzwehr? Sie ist so schön, Heinrich, daß ich neben ihr ein wahres Ungeheuer von Häßlichkeit bin. Und, halte mich nun für wahnsinnig, wenn Du willst, aber ich sage Dir die Wahrheit. Würde mir die Schönheit jetzt angeboten, ich würde sie von der Hand weisen. Die Freundschaft, die reine, himmlische Zuneigung, immateriell

und ideal, wie die Liebe der Engel, ist mir so theuer und läßt mich so unaussprechbar glücklich sein, daß ich sie nicht in Gefahr bringen möchte, selbst auf die Hoffnung hin, es könnte ein unauflösliches Band zwischen ihr und mir sich anknüpfen.

„Nein, nein, meine Brust bleibt verschlossen für jede andere Empfindung als die der Freundschaft und Dankbarkeit. Der Dankbarkeit! O, dieses Gefühl ist in mir zu einer Art von Cultus angewachsen. Flehe ich nicht manchmal in meinen Gebeten Gott an, daß er mir Gelegenheit geben möge, die Hälfte meines Blutes für sie zu vergießen, mein Leben für sie zu lassen. Meine Ehrerbietung allein gleicht meiner Erkenntlichkeit.

„Ich habe mir viele Gewalt angethan, Dich zu überzeugen, und ich glaube doch nicht, daß es mir gelungen. Es ist so; die Zukunft wird Dir beweisen, daß ich aufrichtig gegen Dich war.

„Siehe, da sind es nun zwei Monate — zwei Augenblicke oder zwei Ewigkeiten —, daß ich täglich ein paar Stunden mit ihr zubringe. Anfänglich wagte ich nicht so oft in ihr Haus zu gehen; aber sie hat ihre Eltern dahin gebracht, daß sie mich ersuchten, ihr Lektionen zu geben; sie ist nun meine Schülerin.

„Welcher flinke und feine Verstand! Oft denke ich, sie werde wohl bald ihren Lehrer unterweisen können. Vielleicht hat sie den einzigen Gedanken, mein Einkommen zu vergrößern, denn so sehr ich auch hat und flehte, mich doch nicht für so viel Ehre und Glück zu bezahlen, habe ich mich doch darein ergeben müssen.

„Es demüthigte mich zuerst. Jetzt segne ich sie dafür in meinem Herzen. Sie ist über die Maßen menschenfreundlich und wohlthätig. Sie besucht die Kranken vom Dorfe und hilft den Nothleidenden. Sie hat mir gestattet, an ihren guten Werken Theil zu nehmen. Was ich von ihren Eltern beziehe und noch etwas mehr wird durch Almosen geheiligt. Ein süßes Band mehr zwischen ihr und mir. Und müßte ich auch dadurch etwas entbehren, ich würde doch dem Himmel dafür danken.

„Welchen unbegreiflichen Einfluß übt das engelgleiche Mädchen auf mich und Jedermann aus! Ich bin frohmüthig, lebhaft und leutselig geworden. Ich lächle den Menschen zu, ohne Mißtrauen. Man nähert sich mir von allen Seiten; ich bin der

Freund beinahe vom ganzen Dorfe geworden. Meine Schüler erscheinen mir nicht mehr so schmutzig und dumm. Es sind liebe Kinder und schöne Fähigkeiten unter ihnen. Sie lernen besser; ich glaube, daß ich mit der Zeit wohl etwas aus ihnen machen kann.

„Alles, alles ist vor meinen Augen von einem hellen Licht bestrahlt, und selbst die Blumen, die Felder, ja die ganze Natur scheint mir verändert und unendlich prächtiger als zuvor. Gesegnet muß sie sein, welche mich solchergestalt zu einem neuen Leben erweckt hat!

„Urtheile über mein Glück: Sie hat eine reiche Tante zu Wäreghem, welche sehr krank gewesen ist und ohne Zweifel Helena ihre Genesung zu danken hat. Es ist die Rede davon, daß diese Tante zur Feier ihrer Wiederherstellung ein Familienfest geben wird. Helena will haben, daß ich dabei gegenwärtig sei und wird mich durch ihre Tante dazu einladen lassen, sagt sie. So kommt der arme Schulmeister in Ansehen. Wir sollen von hier in einem offenen Wagen, welchen der Baron leihen wird, abreisen. Ich werde durch das Dorf fahren in der schönen Kutsche, neben ihr oder ihrem Vater!

„Ach, Heinrich, vergib mir, ich schwache wie ein Kind, das auf die Kirchweih gehen soll. Ich bin so froh . . . so glücklich, daß ich wohl bis morgen schreiben möchte, wenn die Länge meines Briefes mich nicht nöthigte, damit zu enden, daß ich meinem Freunde beide Hände drücke.

„Lebe wohl! Lebe wohl!

„Dein ergebener Freund und Schulmeister
Valentin Stoop.“

IV.

An einem Sonntag im Monat September haben die Einwohner von Diffeghem, als sie nach dem Schluß der Hochmesse die Kirche verließen, ein schönes, mit zwei Pferden bespanntes Fuhrwerk vor dem Hause des Delschlägers stehen.

In einem so stillen und einsamen Dorfe mußte der geringste Vorfall, so unbedeutend er auch war, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Auch blieben die einfachen Leute gaffend auf der Straße stehen und warteten, um zu sehen, wer mit dem Fuhrwerk in der Gemeinde angekommen wäre oder von da abgehen würde.

Ihre Neugierde blieb jedoch nicht lang unbefriedigt; denn sie sahen in Kurzem Frau Minnens und ihre Tochter Helena aus dem Hause kommen, in prächtiger Kleidung und ganz besonders aufgeputzt, als begäben sie sich zu einem Hochzeitfest.

Die beiden Frauen nahmen neben einander in der Tiefe der offenen Kutsche Platz, und der Delschläger setzte sich ihnen gegenüber, während er mit einer gewissen Ungeduld einem seiner Knechte Befehl gab, den Schulmeister zu rufen.

Dieser trat in dem Augenblick aus seiner Wohnung. Er war gleichfalls sorgfältig gekleidet und hatte weiße Handschuhe an. Obwohl er nur wenige Schritte zu machen hatte, um das Fuhrwerk zu erreichen, grüßte er doch unterwegs rechts und links die Leute und lächelte einem jeden mit Augen zu, welche vor Freude und heimlichem Stolz erglänzten.

Raum hatte der glückliche Schulmeister neben dem Delschläger in dem Fuhrwerk Platz genommen, so knallte die Peitsche und alle Dorfbewohner entblößten das Haupt, Valentin und Helena winkten mit der Hand, um den guten Leuten ihren freundlichen Gruß zurückzugeben, und so flog die Kutsche wie ein Hochzeits- oder ein Triumphwagen an der Kirche vorüber und auf der Straße nach Wäreghem dahin.

Jan Minnens, der Delschläger, war heute in ungemein guter Stimmung. Er fand das Wetter ganz herrlich, wohl sehr heiß für einen Septembertag, aber doch angenehm und frisch durch die Strömung kühlender Luft, welche der schnelle Lauf der Pferde in dem Fuhrwerk hervorbrachte. Seine Bemerkungen darüber drückte er in einer heiter-gesprächigen Weise aus und schwafte so viel, daß Helena kaum Zeit fand, ihr Frohlocken über das unsägliche Vergnügen zu äußern, so in einer offenen Kutsche hin-

zufahren und die ganze Natur, gleich einem fliehenden Gemälde ohne Ende, mit einem Blick umfassen und genießen zu können.

Man sprach auch über Felder und Landbau, und der Schulmeister nahm diese Gelegenheit wahr, in das Gespräch nützliche Lehren und poetische Betrachtungen zu mischen.

Es war jedoch etwas, das ihm fremd vorkam. Der Delschläger und seine Frau wechselten geheimnißvolle Blicke mit einander, wie ihm dünkte, und schauten zuweilen ihre Tochter mit einem gewissen vorübergehenden Ausdruck von Freude an, welcher einen besondern Gedanken verbarg.

Plötzlich fragte Jan Minnens halb scherzend, den Lehrer:

„Finden Sie nicht, Meister, daß unsere Helena, so wie sie dastzt, mit den blühenden Wangen, mit dem schneeweißen Kleide und den rosenfarbigen Bändern so bezaubernd ist wie die schönste Blume, welche man sich vorstellen kann?“

Valentin, von dieser direkten Frage überrascht, nickte beinahe unmerklich mit dem Kopf.

„Sehen Sie nur,“ fuhr der Delschläger fort, „wir mußten uns alle Mühe geben, sie zu bestimmen, daß sie das neue Kleid annahm. Sie wollte in ihrem gewöhnlichen Sonntagskleid zu ihrer Tante gehen. Gestehen Sie, Meister, daß sie jetzt wohl zehnmal besser aussieht.“

„Das Kleid ist sehr schön,“ bestätigte Valentin, „aber an Jungfer Helena kann die menschliche Hülse Gottes Werk nicht verbessern.“

„Was ist das nun?“ rief der Delschläger; „um Helena ein Kompliment zu machen, läugnen Sie die unbestreitbare Wahrheit!“

„Ei, Vater, sprechen wir nicht von solchen Dingen,“ fiel das Mädchen ein. „Du beschämst mich. Ich bin so wie ich bin. Dir zu Gefallen habe ich das neue Kleid angezogen. Es genirt mich wohl ein Bißchen mit all den Bändern und Schleifen, und ich zweifle, ob es mich nicht häßlich macht; aber da Du es schön findest, mag es so bleiben, und sprechen wir von andern Dingen.“

„O, Helena, wie kannst Du doch so grillenhaft sein?“ sagte die Mutter. „Mit diesem neuen Kleid bist Du wahrhaftig zum Stehlen.“

„Sollten Sie in der That der Ansicht sein, Meister, daß die schönen Kleider jemals einen Menschen häßlich gemacht haben?“ fragte der Delschläger. „Was ist ein Vogel ohne Federn? Und Sie selbst, suchen Sie nicht immerdar aufs Beste sich an den Mann zu bringen? Ich mißbillige es nicht, weit entfernt; aber Sie müssen mir nicht stets so widersprechen, um unserer Helena in ihren Grillen Recht zu geben.“

„Ich bitte Sie, Herr Minnens, lassen Sie doch meine Person aus dem Spiel,“ antwortete mit einem Seufzer der Schulmeister, welchem dieses Gespräch sehr lästig war. „So wie eine grausame Kinderkrankheit mich gelassen hat, muß ich wohl so viel möglich den ungünstigen Eindruck zu mindern suchen, welchen ich auf die Leute mache; aber Jungfer Helena . . .“

„Es ist wahr,“ fiel ihm der Delschläger ins Wort, „das Schicksal hat Sie schwer mißhandelt, und Sie gewinnen sicherlich nichts dabei, wenn Sie sich so dicht neben Helena befinden. Es ist etwas, das ich oft bei mir selbst gesagt habe. Wenn ich Sie mit Helena in unserem Garten herumgehen sehe, muß ich dabei an Licht und Schatten, an Tag und Nacht denken. Die Häßlichkeit für einen jungen Mann . . .“

„Es ist nicht recht von Dir, Vater, daß Du so beharrlich ein Vergnügen daran findest, Herrn Valentin unangenehme Dinge zu sagen,“ äußerte das Mädchen unzufrieden.

„Herr Minnens sagt die Wahrheit, und sie verlegt mich nicht,“ sprach der Schulmeister in einem Ton stiller Unterwerfung.

„Wenn mein Vater nicht übertriebe, so könnte ich es geduldig, obwohl nicht ganz ohne Verdruß anhören,“ fuhr Helena fort. „Ich weiß nicht, was für ein Vergnügen darin bestehen kann, die Leute so nutzlos zu quälen. Was mich betrifft, so sehe ich nicht mehr, daß Herr Valentin nicht gleich andern Menschen ist. Anfänglich hatte ich dabei ein Bißchen Bedauern für ihn, aber jetzt bemerke ich es nicht mehr. Die Reinheit der Seele, die Tiefe des Gefühls, die Kraft des Geistes, das alles ist gleichfalls eine Schönheit, und diese hat mehr achten Werth als die andere.“

Der Schulmeister wollte dem edelmüthigen Mädchen für ihre tröstenden Worte danken, aber ihr Vater ließ ihm keine Zeit dazu.

„So, so,“ rief er lachend, „da haben wir eine Tochter, die ihrem Vater Lektionen gibt, und Du hast wahrhaftig Erfahrung genug, um es mit Grund zu thun. Ach, Mädchen, es ist Zeit, daß wir einen guten Chemann für Dich suchen. Du hast zu viel Verstand für ein junges Mädchen.“

„In der That, Helena, dein Vater hat Recht,“ bestätigte die Mutter; „Du bist nun alt genug, um an die Spitze einer Haushaltung zu treten, und deine Tante ist derselben Meinung. Hätten wir ihrem Rath gefolgt, so wärst Du schon ein Jahr verheirathet. Wir haben keine andern Kinder, und wir möchten wohl gern Dich in deiner Familie sehen, ehe wir sterben.“

„Ei, ei, da kommt ihr mir wiederum mit diesem langweiligen Andringen,“ murrte Helena verdrießlich. „Ich bin noch viel zu jung und denke an solche Dinge gar nicht.“

„Stellen Sie sich vor, Meister,“ sagte der Deltschläger, „mit welchen Thorheiten im Kopf das Mädchen herumläuft. Sie will barmherzige Schwester werden, und sie hofft wahrscheinlich noch, daß wir im Verlauf der Zeit unsere Zustimmung dazu geben und sie in ein Kloster gehen lassen. Ich träume des Nachts davon und es ist die Kummerniß meines Lebens. Gewiß, so lang Helena nicht verheirathet ist, werde ich keinen ruhigen Tag auf Erden haben. Ich will als Großvater sterben; das ist der einzige Lohn, welchen ich begehre. Habe ich Unrecht? — Sprechen Sie, denn ich weiß nicht, was an Ihnen ist, daß Sie solcher träumerischen Zerstreutheit sich dahin geben.“

„Gewiß, Sie haben Recht, Herr Minnens,“ antwortete Valentin zögernd. „Dennoch erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Ehe etwas ist, wozu man die rechte Zeit abwarten muß. Ja, nicht wahr, das Glück eines ganzen Lebens hängt davon ab. Man darf dabei nicht mit Uebereilung zu Werke gehen.“

„Bah, bah, Kindereien immerdar,“ rief der Deltschläger. „Helena mag sich so gleichgültig stellen als sie will, laßt ihr nur einen schönen jungen Mann in den Weg kommen, wohl gebaut, angenehm und verständig, mit einem ziemlichen Vermögen natürlich, und Sie würden sehen, wie plötzlich dieselbe ihre Ge-

danken ändert. Gott weiß, ob dieß nicht viel früher geschieht, als wir denken. Namentlich in solchen Umständen kommt es vor, daß man von einem Tag zum andern nicht sicher ist. Meine Frau kann es bezeugen, auf welche sonderbare Weise wir mit einander bekannt geworden sind, und wie rasch unsere Hochzeit beschlossen worden ist. Ich muß es Ihnen doch erzählen, Meister. Stellen Sie sich vor, daß ich als Junggeselle auf meine Freiheit wie auf mein Leben hielt. Meine Eltern drangen gleichfalls in mich, mir eine Frau zu wählen, denn ich näherte mich den drei Kreuzchen; aber ich wies die günstigsten Gelegenheiten von mir und wollte vom Heirathen nichts hören. Mein Vater war ein Flachshändler. Einmal ging ich nach Sweveghem, um die Flachsfelder dort zu besichtigen und zu kaufen, was mir vortheilhaft dünken möchte. Ich marschirte pfeisend und meinen Stock in der Luft schwingend auf einem einsamen Wege, nicht fern von einem Pächthofe, dahin. Da fühle ich mich plötzlich von einem großen Hunde, welcher sich mir verrätherisch genähert hatte, grausam in die linke Hand gebissen. Ich drehe mich um und gedenke der Bestie mit meinem schweren Stock auf den Kopf zu schlagen, aber da schießt plötzlich aus dem jungen Schlag ein Bauer hervor, ein Arbeiter, welcher den Hund faßt, forschleudert und dabei hinter dem Gebüsch verschwindet, während er auf meine Vorwürfe und Fragen mich nach dem Pächthof weist, zu welchem der Hund gehöre. — Da stand ich nun mit einer blutenden Hand, sehr schlimm verwundet und heftigen Schmerz leidend. Aber mein Zorn ließ mich den Schmerz vergessen; wüthend lief ich nach dem Pächthof, mit dem Vorsage, mich an dem Eigenthümer zu rächen, selbst mit Gewalt, wenn er es wagen würde, mich durch eine ungenügende Entschuldigung noch mehr zu reizen. In der That, die Leute bedauerten das Geschehene wohl, doch sie meinten, daß man nicht so viel Aufhebens davon machen dürfte, und wäre ich nicht zufrieden mit den Aeußerungen des Bedauerns über etwas, das sie nicht hätten voraussehen können, so möchte ich thun, was mir beliebte, sie sogar vor Gericht laden, es würde ihnen gleichgültig sein. Die Pächterin versicherte noch obendrein, ich werde sicherlich den Hund mit meinem Stock bedroht haben

und müsse mir deshalb selbst den Unfall zuschreiben. — Ich schäumte vor Grimm und Wuth, und gewiß, da der Bauer und seine Knechte mit drohenden Fäusten um mich herumstanden, so würde es hier mit einem schrecklichen Gefechte abgelaufen sein. Ich hatte bereits meinen Stock aufgehoben, im Begriff zuzuschlagen. Aber in diesem Augenblick kam ein allerliebstes junges Mädchen, gesund und blühend wie eine Rose, mit einem Wasserkübel und einigen leinenen Tüchern daher. Sie redete so sanft und freundlich mir zu, daß ich sie verwirrt anschaute; sie will mich zum Niedersitzen bewegen, aber ich weigere mich und beginne aufs Neue gegen ihren Vater aufzufahren; doch sie zwingt mich mit freundlicher Gewalt und zieht mich auf den Stuhl nieder. Sie sagt mir, daß der Hund eine schlimme Bestie sei und man Unrecht thue, ihn von der Kette los zu lassen; sie tröstet mich, beschwichtigt mich und bringt ihre Eltern auch zur Ruhe. Inzwischen wusch sie mir die Wunde mit einer Hand so weich wie Sammet; sie verband mir das Handgelenke gerade wie ein Chirurg und sah mich dabei so mitleidig an, daß ich meinen Blick von ihren großen blauen Augen nicht abzuwenden vermochte. Um es kurz zu machen, Meister, wissen Sie, was die Folge von diesem Hundebiß gewesen ist? Ich bin den ganzen Tag auf dem Hofe geblieben, ich habe dem Pächter allen seinen Flachs abgekauft, ich habe mit der guten Katharina geplaudert, gegessen und getrunken. Des Abends als ich abzog, rief ich auf Wiedersehen meiner künftigen Braut zu, und einige Wochen hernach waren wir Mann und Frau. Der Hund machte auf meine Bitte einen Theil ihres Brautschazes aus; er war alt und ist nicht lang darauf gestorben. Ich habe ihn zur Erinnerung ausstopfen lassen; aber der Künstler, der damit beauftragt war, hat mich betrogen; das ausgestopfte Thier ist von den Insekten aufgefressen worden, und das kostbare Andenken an meine Heirath ist Stück für Stück in Staub zerfallen. — Damit wollte ich nur sagen, Meister, daß ein junger Mann oder ein junges Mädchen, die gleichgültig von Hause weggehen, nicht wissen, ob sie nicht mit einem wichtigen Beschlusse und mit einem entscheidenden Versprechen wieder heimkehren. Solche Ehen sind oft die

besten. Fragen Sie nur meine Frau, ob wir minder glücklich gewesen sind, weil unsere Liebe aus einem Hundebiß entsprungen ist Seht, seht, wie die Zeit unter dem Sprechen schnell und unmerklich vergeht. Da sind wir nun zu Wäreghem, und dort sehe ich die Pappeln in dem Garten von Tante Bleugels!"

Wirklich hielt das Fuhrwerk beinahe unmittelbar darauf vor einem ziemlich großen Hause still. Auf der Schwelle erschien eine befahrte Frau mit einem steifen bauschigen Seidenkleide, welches fast die ganze Thürweite einnahm. Sie war dick und schwerfällig, als litte sie an der Wassersucht; doch erschienen ihre Augen lebhaft und es lag etwas Verständiges in dem Lächeln und in den Worten, womit sie ihre Gäste empfing.

Unter dem Austausch gegenseitiger Begrüßungen, Bewillkommungen und Fragen über die Gesundheit von einander trat man in eine Art von Vorzimmer.

Tante Bleugels betrachtete seit der Ankunft der Kutsche den Schulmeister. Sein Gesicht mußte keinen günstigen Eindruck auf sie machen, denn sie wandte sogleich den Blick ab, als hielte sie es für unhöflich, einem solchen Menschen in das Antlitz zu sehen.

„Liebe Tante,“ rief Helena, „dieß ist Herr Valentin Stoop, der uns die Ehre angethan und das Vergnügen gemacht hat, deine freundliche Einladung anzunehmen.“

„Seien sie willkommen, Herr,“ sagte die Tante; „muß ich glauben, was meine Nichte mir zu wiederholten Malen geschrieben hat, dann sind Sie ein wahres Wunder von Herzensgüte, umfassendem Verstand und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit. Entschuldigen Sie uns, ich bitte, wir sind einfache Landleute, und vielleicht wird unsere Unterhaltung Ihnen etwas gemein und alltäglich vorkommen; aber, wie es im Sprichwort heißt: wer gibt was er hat, ist werth, daß er lebt.“

Der Schulmeister gedachte hierauf mit einer demüthigen Entschuldigung zu antworten; aber die Tante wandte sich zu dem Delschläger und sagte mit einem geheimnißvollen Blick: „Ich hatte wohl Lust, einige Freunde noch einzuladen, aber ich bin wieder von dem Gedanken abgekommen. Es ist besser, daß wir in der Familie bleiben; dann können wir freier und offener mit

einander schwagen. Niemand wird mit uns zu Tische sein, als der Gerber, Herr Steenput, mit seiner Frau und seinem Sohne. Sie sind entfernte Verwandte von uns Du weißt wohl noch, Helena, da Du hier als Kind in die Schule gingest, daß Du oft mit einem lieben, verständigen Jungen, Casimir Steenput gespielt hast. Er war etwas älter als Du, aber ihr wurdet doch sehr gute Freunde. Du erinnerst dich dessen vielleicht nicht mehr?"

"Ich glaube wohl mich noch zu erinnern, Tante," antwortete das Mädchen nachdenklich. "Ein Junge mit schwarzen Augen und krausen Haaren? Der mir Blumenkränze und Vogelnester brachte?"

"Ganz richtig, Du hast es nicht vergessen, liebe Nichte. Der Junge ist nun ein Mann geworden; er wohnt zu Kortrijk; er treibt Handel mit Flachs, und es scheint, daß er auf dem Wege ist, sich ein Vermögen zu machen. Sie sitzen alle am Ende des Gartens, in dem Pavillon. Kommt, ihr sollt ihnen guten Tag wünschen und ein Bißchen mit ihnen Bekanntschaft machen, bevor wir zu Tische gehen. Der Schulmeister wird wenigstens Jemand finden, um ihm im Gespräch die Spitze zu bieten; denn Herr Casimir hat einen ausnehmenden Verstand und weiß eine geistvolle Conversation zu führen."

In dem Garten wurden beinahe dieselben Begrüßungen und Komplimente gewechselt. Der Gerber und seine Frau schienen sehr darauf bedacht, dem Delschlager allerlei schmeichelhafte Dinge zu sagen, und waren unerschöpflich in dem Ausdruck ihrer Freude über diese glückliche Gelegenheit, welche sie in den Stand setzte, die nähere Bekanntschaft angesehenen Leute zu machen, welche von Jedermann in der Umgegend so hoch geschätzt wurden.

Herr Casimir war in der That ein schöner Mann, und daß er es selbst sehr gut wußte, bezeugten sein Anzug und seine Manieren. Sein üppiges Haar war sorgfältig gekräuselt und glänzend von Pomade, sein Schnurrbart hinaufgestrichen und gewichst. Seine Kleidung war von hellem Stoff und ausgesuchtem Schnitt; als Halstuch trug er einen himmelblauen Slips, welcher, durch einen goldenen Ring gezogen, schwer auf den gestickten Brustflap seines Hemdes niederfiel. An seiner linken Hand glänzte ein

gelber Handschuh, so passend und straff, daß man hätte glauben mögen, die Adern an seinen Fingern darunter zählen zu können; an der rechten Hand, welche er entblößt hielt, funkelte ein Diamantring. Nichts war an ihm vergessen, und er erschien wirklich als ein hübscher, wohlgefälliger junger Mann.

Es war ein Vergnügen zu sehen und zu hören, wie zierlich er sich verbeugte und wie freundlich und artig zugleich er Helena Minnens zu grüßen und zu bewillkommenen wußte, als die Tante ihn ihrer Nichte vorstellte. Seine Worte waren so fließend, so ausgesucht und doch so frei, daß Helena erröthete und nichts zu antworten wußte.

Man hätte sagen können, sie habe sich von den trefflichen Eigenschaften dieses Mannes beherrscht gefühlt. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und stammelte einige unverständliche Worte zum Gegengruß. Doch war ihre Verlegenheit nur vorübergehend, denn sie hob sogleich wieder den Kopf in die Höhe und lächelte sanft, während ihr Blick eine unbeschreibliche Verwunderung ausdrückte.

Casimir verbeugte sich abermals sehr tief, worauf er in leisem Ton sagte:

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Fräulein, wenn etwas in meinen Worten Sie etwa verletzte. Ich bin bewegt und verlegen. Die große Ehre, das Glück, die Erinnerung meiner Kindheit . . . Ich kann kaum meinen Augen trauen. Sie, Fräulein, schön und entzückend wie eine Königin, Sie wären die kleine Helena? das Kind mit den glänzenden blauen Augen, das so erfreut war und vor Vergnügen in die Hände klatschte, wenn ich das Glück hatte, ihr ein Vogelnest zu bringen? Es sind jetzt wohl zwölf Jahre vergangen, daß ich diesen Engel meiner Kinderjahre nicht mehr gesehen habe, aber das süße Lächeln hat mich die ganze Zeit hindurch begleitet. Der Engel steht wieder vor mir, schöner und lieblicher als zuvor. O, ich bin so außer mir . . . ich weiß nicht, was ich sage, es ist, als schwindelte mir. Vergeben Sie mir diese leeren Worte, welche mir in Folge einer unwiderstehlichen Erinnerung gegen meinen Willen entschlüpft sind.“

Helena hatte wiederum den Kopf gesenkt. Was in ihrem

Innern vorging, begriff sie nicht. Beschämt über ihre seltsame Schüchternheit, hatte sie schon zweimal im Sinn gehabt, die Rede des hübschen Sprechers zu unterbrechen; aber das Wort blieb ihr zwischen den Lippen stecken. Sie befand sich gewiß unter dem Einfluß eines unbewußten Zaubers, denn ihr Herz klopfte von geheimnißvoller Freude und sie horchte auf die Aeußerungen des Jünglings wie auf die süßeste Musik, welche sie jemals gehört hatte.

Casimir, obwohl er sich demüthig und lebhaft bewegt stellte, schien doch an der Verlegenheit des Mädchens Vergnügen zu finden. Ohne auf eine Antwort von ihr zu warten, fuhr er un mittelbar in seiner Schmeichelrede fort.

Die Eltern waren ein wenig bei Seite getreten und sprachen sehr still mit einander, während sie dann und wann einen freundlichen Blick auf die jungen Leute warfen.

Allein, als ein Fremdling und Eindringling, stand der Schulmeister ein paar Schritte von Helena. Er hörte, was Herr Casimir zu ihr sagte. Gewiß, es waren nur Artigkeiten und Komplimente; aber warum verursachten ihm die schönen Phrasen und zierlichen Manieren des jungen Mannes einige Betrübniß? Vielleicht einzig deswegen, weil man ihn ohne Ansprache stehen ließ und seine Gegenwart gar nicht zu bemerken schien.

In diesem Augenblick drehte sich das Mädchen nach ihm um und sagte zu Casimir:

„Ich habe vergessen, mein Herr, Ihnen meinen besten Freund, den Freund meiner Eltern vorzustellen. Der Lehrer, Herr Valentin Stoop, ist ein verständiger, edelherziger Mann, und wir achten ihn sehr hoch wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner schönen Gemüthsart.“

Casimir warf einen sonderbaren Blick auf das Gesicht des Schulmeisters; aber er faßte seine Hand mit einem freundlichen Lächeln und sprach:

„Glücklich, unendlich glücklich, mein Herr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Schon vor Ihrer Ankunft hatte Madame Bleugels die Güte, von Ihnen mit mir zu reden, und die großen Verdienste, welche sie Ihnen beilegt, erzeugten bei mir ein lebhaftes

Verlangen nach der Ehre und dem Vergnügen, die Hand eines intelligenten Mannes wie Sie drücken zu können. Mein Leben lang habe ich Zuneigung und Hochachtung gegenüber von Lehrern empfunden, als den nützlichsten Leuten der Gesellschaft, als den Grundpfeilern der Bildung, den Verbreitern von Licht . . ."

Seine Worte wurden von der Tante unterbrochen, welche ihn an der Schulter faßte, während sie in fröhlichem Ton ausrief:

"Ja, ja, Sie könnten mit Ihren bezaubernden Worten wohl Jedermann vergessen machen, daß mein Mittagsmahl kalt werden kann. Zu Tisch, zu Tisch, Freunde! Dort wird man Zeit genug zum Schwätzen haben."

Man folgte ihr in das Speisezimmer, wo sie jeder Person ihren Platz anwies, so daß Herr Casimir Steenput neben Helena Minnens zu sitzen kam. Er wehrte sich zwar und versicherte, einer solchen Ehre nicht würdig zu sein; aber es war nichts zu machen; die Tante hatte es so geordnet, und es mußte demnach geschehen.

Der Schulmeister bekam seinen Platz an einer Ecke der Tafel, zwischen der Frau des Gerbers und der Mutter von Helena.

Das Mittagsmahl begann und es wurde zu Anfang wenig gesprochen. Was Jedermanns Aufmerksamkeit jedoch gefesselt hielt und Jedermanns Billigung zu erhalten schien, war die eifrigste Besessenheit, welche Herr Casimir an den Tag legte, um Helena zu bedienen. Ein Augenwink, eine beinahe unmerkliche Bewegung von ihr, und er war geschäftig, ihrem geringsten Wunsche zuvorzukommen, so daß er das Mädchen durch seine Dienstfertigkeit beunruhigte und verblüffte.

Der Schulmeister sah dieß alles mit einem stillen Ausdruck von Gleichgültigkeit an; zuweilen jedoch verirrte sich sein Geist in mehr oder minder traurige Betrachtungen. Wie es kam, wußte er selbst nicht; aber dieses Mittagsmahl, von dem er sich so großen Genuß versprochen, machte ihm nicht die geringste Freude, und er hätte viel darum gegeben, wenn er im Stande gewesen wäre, sich plötzlich weit hinweg davon in sein einsames Kämmerchen zu versetzen.

Das Gespräch, welches die Gerbersfrau halb heimlich mit

Helena's Mutter führte und welches, da er zwischen beiden seinen Sitz hatte, seinem Ohr wohl nicht entgehen konnte, war nicht von der Art, um sein Gemüth zu erheitern. Er hörte Aeußerungen wie folgende:

„Ei, ei, Madame Steenput, was ist Ihr Sohn doch für ein artiger und liebenswürdiger junger Mann! Es ist ein wahres Plaisir, zu sehen, wie er sich verdoppelt und verdreifacht, um unserer Helena zu dienen. Welche ausgesuchten und schönen Manieren; man möchte sagen, er sei in einem Königspalaste erzogen worden.“

„Unser Sohn ist kein häßlicher Junge und er kennt seine Welt, Madame Minnens; aber welche bezaubernde Tochter Sie doch haben! So zurückhaltend, so einfach, so entzückend schön, daß ich mich nicht erinnere, jemals ein lieblicheres Mädchen gesehen zu haben.“

„Sie sehen beide sehr gut aus, und hätte unsere Helena nicht blaue Augen, man könnte sie für Bruder und Schwester halten.“

„Ei, wie Fräulein Helena ihm durch ein süßes Lächeln für seine Dienstbeflissenheit dankt. Mir scheint, die jungen Leute sind einander nicht feind, weit entfernt. Es ist natürlich, sie scheinen für einander geboren. Wenn sie wirklich Liebe zu einander fassen sollten? Was dann?“

„Was dann, Madame Steenput? Das ist sehr einfach, nicht wahr? Wir würden der Neigung der jungen Leute nicht widerstreben und Vorkehrungen zu einer prächtigen und fröhlichen Hochzeit machen.“

„Ich glaube, Madame Minnens, die Sache ist schon weiter gediehen, als wir meinten, und ich habe Lust, morgen schon in Erwägung zu ziehen, was für ein neues Kleid ich mir für den Tag des Hochzeitfestes machen lassen will.“

„Nicht so eilig, Madame Steenput; unsere Helena ist ein seltsames Mädchen. Wer weiß, ob sie nicht aus bloßer Höflichkeit die schönen Komplimente von Herrn Casimir beantwortet. Gewiß, ich wünschte sie gern mit einem so wohlgefälligen und verständigen Mann verheirathet zu sehen, aber sie ist noch jung

und ich möchte sie nicht wohl zwingen. Ueberdies kann man mit ihr nicht anfangen, was man will. Sie ist über die Maßen gut, aber zugleich von einer merkwürdigen Willensfestigkeit. Nicht wahr, Herr Valentin, es ist wunderbar, wie entschlossen und unbeugsam Helena sich zeigt, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat?"

Der Schulmeister, so plötzlich aus seinen Träumereien erweckt, wußte nicht, was er sagen sollte; denn er hatte die Augen von der Seite her auf Casimir und Helena geheftet und die Frage von Frau Minnens nicht verstanden.

"Ei, Herr Valentin," rief diese nun, "was fehlt Ihnen? Sind Sie krank? Sie sitzen zwischen uns beiden, ohne nur auf das zu hören, was wir sagen. Das ist nicht sehr fein."

"Ich bitte um Entschuldigung, Madame," stammelte der Schulmeister. "Unzweifelhaft die Hitze; ich weiß nicht, ich fühle mich ein wenig unwohl. Es wird vorübergehen."

"Sie müssen sich selbst Gewalt anthun, Herr Valentin, und unsern Freunden zeigen, daß Sie ein Mann von Verstand sind. So schweigsam werden Sie jedoch nicht bleiben, hoffe ich."

"Herr Casimir Steenput ist so beredt und besitzt einen so glänzenden Geist, daß alles, was ich sagen könnte, daneben nicht den geringsten Werth haben würde," antwortete der Lehrer mit einer gewissen traurigen Scherzhastigkeit, welche jedoch den beiden Frauen entging. Sie gaben weiter keine Acht auf ihn und fuhr in ihrem bisherigen Gespräche fort.

Mittlerweile schien die Freundschaft zwischen den jungen Leuten immer mehr zu wachsen. Casimir sprach mit lauter Stimme, erzählte artige Dinge, brachte eine Menge lustiger Einfälle vor und ergötzte die ganze Gesellschaft durch die wunderbare Aufregtheit seines Geistes. Das Mädchen hatte viel von ihrer Schüchternheit verloren; sie schien großes Vergnügen an den witzigen Redensarten des Jünglings zu finden und lachte in heller Fröhlichkeit, so oft eine neue Anekdote oder eine neue Artigkeit ihr hiezu Gelegenheit bot.

Da Casimir nicht unterließ, in seine ergötzlichen Scherze von Zeit zu Zeit eine feine Schmeichelei für sie zu mischen, und zu-



weilen mit geheimen Worten auf ihre Schönheit und den Glanz ihrer blauen Augen anspielte, so färbte sich hin und wieder ihre Stirne noch mit einer leichten Schamröthe, aber die freien, arglosen Bemerkungen des jungen Mannes enthoben sie sogleich wieder dieser vorübergehenden Verlegenheit.

Allmählig schien eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Casimir und Helena sich zu bilden, wenigstens von Seiten des ersteren. Jetzt sagte er ihr zuweilen sehr leise etwas ins Ohr, als hätte er ihr geheimnißvolle Dinge mitzutheilen. Einmal beugte er sich sogar so weit zu ihr nieder, daß seine Stirne ihre blonden Haare zu berühren schien.

Der Lehrer fühlte sich erbleichen; ein eiskalter Schauer durchlief seine Glieder und er schlug die Augen nieder, um nicht mehr zu sehen, was ihn so heftig aufregte. Gleichwohl wurde er seiner selbst Herr und erhob den Kopf wieder, still und scherzhaft für sich hinstachelnd, als triebe er Spott mit seiner eigenen Thorheit.

So war man bis zum Nachtißch gelangt. Jetzt begannen, da man bereits einige Gläser Wein getrunken hatte, die Zungen sich zu lösen, und das Gemach erfüllte sich mit dem wirren Lärm lebhaften Durcheinanderredens, an welchem der Schulmeister allein keinen Theil nahm.

Der Delschläger schien ein großer Liebhaber von gutem Wein und Kenner zu sein. Wenigstens rühmte er ohne Unterlaß den Keller von Tante Bleugels und munterte Jedermann zum Trinken auf — ein Thun, das der Tante nicht sonderlich zu behagen schien. Sie trug auch kein Bedenken, ihren Tadel über etwas auszusprechen, das sie seinen größten Fehler nannte. Er beschuldigte sie lachend des Geizes, aber sie warf ihm ein Ereigniß an den Kopf, das ihn bestimmte, sich auf die Lippen zu beißen und nunmehr ruhig zu verhalten.

Es war jetzt ein Jahr, daß der Delschläger an demselben Tiße gefessen, und bei dieser Gelegenheit hatte er im Genuß des Weins sich so sehr übernommen, daß er halb toll geworden. Er hatte Streit mit dem Notar, einem friedsamem und angesehenen Mann, gesucht und diesen so häßlich ausgescholten und so arg beleidigt, daß er wüthend das Haus verließ und seitdem weder

Tante Bleugels, noch Helena, noch irgend Jemand von ihrer Familie eines Blicks oder Grußes würdigte.

Diese Erzählung hemmte die ausbündige Lustigkeit des Delschlägers einigermassen und minderte für den Augenblick den Genuß des Weines; aber da Herr Casimir, obwohl ganz von der Aufmerksamkeit für Helena in Anspruch genommen, gleichfalls ein gutes Glas trank und den Wein höchlich rühmte, schlug der Delschläger rasch seinen alten Gang wieder ein, trotz der sichtbaren Unzufriedenheit von Tante Bleugels.

Diese erhob sich endlich, als ihr die Geduld ausging, und setzte dem Trinkgelage mit den Worten ein Ziel:

„Genug, Freunde, genug; es ist hier zu warm für gewisse Personen. Der Kaffee steht eingeschenkt unten im Pavillon; beliebt es mir dahin zu folgen.“

Ungeachtet des Widerspruchs von dem Delschläger war gegen diese Aufforderung nichts zu machen. Man verließ also das Esszimmer.

Casimir, als ein junger Mann von der großen Welt, bot Helena seinen Arm. Sie wagte anfänglich ihn nicht anzunehmen; aber ihre eigene Mutter machte ihr begreiflich, daß es in seinen Gesellschaften also Brauch wäre, und das Mädchen ließ sich, wie wohl erröthend und vor Schüchternheit beinahe erbebend, dazu überreden.

Im Pavillon angekommen, griff jeder stehend nach seiner Tasse Kaffee, und unmittelbar darauf begann man schwäzchend durch den Garten zu lustwandeln.

Der Gerber und der Delschläger waren sehr gute Freunde geworden. Sie zogen in den Gartenwegen hin und her, sprachen oft zu gleicher Zeit, machten allerlei Gestikulationen und fuhren mit den Armen in die Luft, als hätte jeder von ihnen Mühe, seinem Genossen begreiflich zu machen, was er sagen wollte.

Casimir hatte mit Helena und deren Mutter einen gegenüber befindlichen Pfad eingeschlagen. In diesem Augenblick hatte das Mädchen den Schulmeister gefragt, warum er so still wäre und sich von den Andern fern hielte: er hatte darauf zur Antwort gegeben, daß er sich etwas unpäßlich fühle. Helena, deren

Aufmerksamkeit sogleich wieder durch Casimirs Rede abgelenkt wurde, sagte ihm dazwischen ein tröstendes Wort, schien sich jedoch nicht weiter um ihn zu bekümmern.

Valentin, niedergebeugt unter einer Betrübniß, welche ihn überraschte und beschämte, wick zur Seite, lenkte in einen andern Weg ein und schritt mit gesenktem Kopfe an den Blumenbeeten hin, als wäre er von dem Wunsche ergriffen worden, sich die Pflanzen zu betrachten. Aber er sah nichts außerhalb seiner selbst und suchte in seinem Herzen zu lesen und zu ergründen, von welcher Art das Gefühl wäre, durch welches er so unbegreiflich aufgeregt wurde.

So näherte er sich einer fernen Ecke des Gartens hinter einem schattigen Busch, an welchem ein Gartenstuhl stand.

Hier setzte er sich nieder, schaute lang auf den Boden, als zählte er die Sandkörner zwischen seinen Füßen — und murmelte endlich:

„Werde ich wahnsinnig, o Himmel? Ich bin beschämt über mich selbst. Sollte es Leid sein, der sich in mein Herz eingeschlichen hat? Nein, nein, es ist nur eine vorübergehende Verirrung meines Gefühls. Die Ueberraschung, die ungegründete Besorgniß für eine Freundschaft, die mich glücklich machte, und welche ich, gleich einem Kinde, für ewig hielt Das war also der geheime Grund von der Fröhlichkeit des Herrn Minnens. Eine Heirath! Casimir Steenput ist ein schöner Bursche; er hat Geist, Verstand und wie es scheint, auch ein gutes Herz. Wenn zwischen ihm und ihr eine tiefe Neigung entstände, habe ich ein Recht, darüber traurig zu sein? Wenn ihr und ihrer Eltern Glück daraus erwächst, muß ich dann nicht aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl den Herrn preisen für das Gute, welches er meinen edelmüthigen Beschüzern widerfahren läßt? Ja, ja, eine solche Heirath, wenn sie je geschlossen wird, muß mich erfreuen“

Wahrscheinlich machte sein Mund keineswegs den getreuen Dolmetscher seines Herzens, denn bei den letzten Worten entschlüpfte ein schwerer Seufzer seiner beklemmten Brust.

Er blieb noch lange in seine schmerzlichen Träumereien versunken, ehe seine Lippen sich aufs Neue bewegten. Ein heiteres

Lächeln war wieder auf dieselben getreten und er sprach, als führe er in seinen unterbrochenen Gedanken fort, zu sich selbst:

„Was ist daran so Wunderbares und Ungewöhnliches? Helena zeigt sich artig und freundlich gegen den schönen jungen Mann. Warum nicht? Sie hat sich auch artig und freundlich gegen mich gezeigt, der es sicherlich tausendmal weniger verdiente. Morgen wird sie mir lachend erzählen, was er ihr alles gesagt hat. Einige Tage und sie wird es vergessen haben. Nun, nun, keine Kinderrei: die Freundschaft, das Licht meines Lebens, läuft keine Gefahr; es sind Gespenster, Phantome, welche ich mir schaffe“

Er stand auf und schritt hastig vorwärts, mit dem Entschluß, sich ausgeräumter zu zeigen und den schlechten Eindruck zu mildern, welchen sein verschlossenes Wesen auf seine Tischgenossen hervorgebracht haben konnte.

Aber bei dem Umkehren von dem Gebüsch sah er plötzlich in der Ferne Helena auf einer Bank neben Casimir sitzen. Der junge Mann hatte einen Blumenkranz geflochten, so wie er in seinen Kinderjahren gethan hatte, und setzte denselben nunmehr seiner Gefährtin auf den Kopf. Die beiden Mütter standen in der Nähe und äußerten ihr lautes Wohlgefallen an der innigen Freundschaft, welche ihre Kinder mit einander verband.

Die Wirkung, welche dieses unerwartete Gemälde auf den armen Schulmeister hervorbrachte, mußte wohl sehr tief sein, denn er wich erbleichend zurück, wankte nach dem Stuhl, den er verlassen hatte, und verbarg sein Angesicht in den Händen, als fühlte er sich beschämt oder erschrocken über die heftige Aufregung, welche sich seiner bemächtigt hatte.

Einige Zeit hernach wurde er plötzlich aus seiner Selbstvergessenheit durch die Stimme des Delschlägers geweckt, welche ihm ziemlich barsch zurief:

„Der Teufel, Meister! Was überkommt Sie heute? Wir suchen Sie überall, und da sitzen Sie in diesem dunkeln Winkel, um zu träumen oder zu schlafen. Schnell gemacht! Es hängt dort am Horizont, gerade im Winde ein schwarzer Störenfried, der nicht sauber aussieht. Die Pferde stehen angespannt; wir

müssen abreisen; ich möchte nicht gern naß wie ein Wasserhund nach Hause kommen, oder wir müssen hier übernachten, wo man vor Durst vergeht. Kommen Sie, laufen Sie ein bißchen, sonst sind Sie daran schuld, daß die schönen Kleider meiner Frau und meiner Tochter verdorben werden."

Während er sich also vernehmen ließ, folgte ihm der Schulmeister nach dem Hause, wo man mit dem Austausch der letzten Grüße beschäftigt war.

"Herr Valentin, wo sind Sie doch geblieben?" fragte Helena. "Ich habe wohl hundertmal nach Ihnen ausgeschaut. Sie haben die Zeit in Gesellschaft der Blumen und Pflanzen hingbracht? Meine Tante ist Liebhaberin, nicht wahr?"

"Ja, Jungfer; und überdieß, ich weiß nicht, fühle ich mich nicht ganz wohl; ein bißchen Kopfschmerz," stammelte der Lehrer.

Casimir faßte ihn wiederum bei der Hand und sagte im Ton einer wahren Zuneigung:

"Die Gelegenheit, mein Herr, ist mir versagt worden, so wie ich es wünschte Ihre nähere Bekanntschaft zu machen; aber was Fräulein Helena mir von Ihnen gesagt hat, regte in mir das lebhafteste Verlangen an, Ihr Freund zu werden. Sind Sie damit einverstanden?"

"Es ist zu viel Güte von Ihnen, mein Herr," antwortete Valentin mit einem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit. "Kann die Freundschaft eines armen niedrigen Lehrers einigen Werth in Ihren Augen haben, so ist dieß eine Ehre, wofür ich Ihnen tief erkenntlich bin."

"Nun, nun, keine Komplimente weiter; wir werden einander bald genug wiedersehen;" rief der Delschläger, indem er seine Frau und Tochter durch den Hausgang trieb: "Auf, auf, in die Kutsche, oder wir werden tropfnaß, ehe wir zu Hause sind."

Einen Augenblick darauf rollte das Fuhrwerk auf der Straße in das weite Feld hinaus. Der Delschläger, welcher kein sonderliches Vertrauen auf den Kutscher setzte, hatte sich neben ihn auf den Bock gesetzt und die Zügel in die Hand genommen. Er peitschte so heftig auf die Pferde los, daß seine Frau um Schonung für dieselben bat und versicherte, er werde ein Unglück anstellen.

Außer den wiederholten Angstrufen von Frau Minnens und den Antworten von ihrem Mann ließ sich kaum ein Wort in dem Fuhrwerk vernehmen.

Helena war ganz in Nachsinnen versunken; sie überdachte wahrscheinlich, was an diesem Tag vorgefallen, und wiederholte sich im Innern, eines nach dem andern, die Worte, welche einige Stunden lang ihr in's Ohr gesungen worden waren.

Man hätte denken können, das Mädchen wäre traurig; aber zuweilen stieg um ihre Lippen ein flüchtiges Lächeln auf, oder erglänzten ihre Augen von einem Strahl geheimer Freude.

Der Schulmeister, welcher ihr gegenüber saß, hielt die Augen von ihr abgewendet und betrachtete sie nur hin und wieder von der Seite. Was er auf dem Gesichte des träumerischen Mädchens zu lesen glaubte, schien ihn mit Schrecken zu erfüllen.

Wohl versuchte Frau Minnens mehr als einmal das seltsame Stillschweigen zu unterbrechen, aber Helena versicherte müde zu sein, und der Schulmeister hatte Kopfschmerz.

Die ersten Regentropfen begannen zu fallen, als man Liffeghem erreichte und vor der Thüre des Delschlägers abstieg. Frau Minnens wollte den Schulmeister noch nöthigen hereinzukommen; sie versprach ihm etwas zu geben, das sehr heilsam gegen Kopfschmerz wäre; aber er bat um Entschuldigung, unter dem Vorwand, daß er der Ruhe bedürftig wäre.

Helena vertheidigte ihn gegen das Andringen seiner Mutter und meinte, er habe Recht, sich nach Hause zu begeben, um in der Stille der Einsamkeit sich herzustellen. Es erregte bei dem Lehrer Vermunderung und vielleicht Aerger zugleich, daß das Mädchen, heute zum ersten Mal, seine Entfernung zu wünschen schien, aber hatte sie nicht so gut als er Gründe zu dem Wunsche, allein zu sein, um sich fragen zu können, was in ihrem Innern vorgegangen wäre?

V.

Die Nacht war für den Schulmeister sehr unruhig gewesen

und er hatte während der lästigen Schlaflosigkeit Zeit genug gefunden, um über seinen Zustand nachzudenken.

Ohne Zweifel war es zur Klarheit in seinem Geiste und zur Ruhe in seinem Herzen gekommen, denn er hatte seine tägliche Arbeit mit Entschlossenheit und Geduld wieder aufgenommen und noch mehr Fleiß als gewöhnlich auf die Unterweisung seiner Schüler verwendet.

Doch so viel er sich auch Gewalt anthun mochte, um gegen eine vorherrschende Erinnerung sich zu schützen, so stieg doch nicht selten das Bild von Casimir Steenput vor seinen Augen auf und mehr als einmal sah er Helena, mit dem Blumenkranz auf dem Kopfe und dem Ausdruck des Glücks in den Augen, dem schönen Jüngling zulächeln. Dann erschien ein leiser Zug von Verdruß auf seinem Angesicht; er zuckte mitleidig die Achseln, als käme er sich selber lächerlich und albern vor, und er setzte seinen Unterricht fort, ohne sich eine Zeit lang durch neue Betrachtungen stören zu lassen.

Je näher der Nachmittag rückte und die Stunde seines Besuchs im Hause des Delschlägers herankam, desto schwerer wurde es ihm zu Muthe und es dünkte ihm, wie wenn eine geheime Angst ihm von Zeit zu Zeit die Brust beklemmte. Er verscheuchte zwar alsbald diese beunruhigenden Gedanken, aber es betrübte ihn doch, daß er bekennen mußte, es lebe in seinem Herzen eine geheime Empfindung, etwas Kindisches und Wahnsinniges, das sich nicht ganz durch Vernunft und Pflichtgefühl ersticken ließ.

Die letzte Schulstunde war endlich abgelaufen und die Schüler gingen nach Hause.

Valentin Stoop trat in sein Kämmerchen und ordnete seiner Gewohnheit zufolge seinen Anzug ein wenig, um auszugehen; jetzt aber waren seine Bewegungen so langsam und so oft durch zerstreute Gedanken unterbrochen, als wüßte er in der That nicht, was er thun sollte.

Sonst hatte er immer sich so sehr beeilt, Helena die tägliche Lektion zu geben! Die Belohnung, wornach er trachtete, war ein Spaziergang mit ihr in dem Garten, ihre süße Freundschaft, ihre

ermunternde Rede: der Quell, woraus er seine trauernde Seele stärkte, Freude und Glauben an das Leben geschöpft hatte.

Jetzt stand er zögernd seit einer Stunde da; dann ging er in die Schule, als hätte er etwas vergessen, dann wieder in den Garten, ja er setzte sich sogar auf die Bank nieder und schaute eine Weile zu Boden.

Aber sein Name, von einer wohlbekannten Stimme gerufen, weckte ihn mit Gewalt aus seinen Träumereien und machte ihn vor Bestürzung erbleichen.

Da zeigte sich wieder zwischen den Zweigen des Syringebuschs derselbe liebliche Kopf, der einst als ein Stern des Trostes und der Rettung ihm aufgegangen war. Noch süßer als je waren die glänzenden blauen Augen, noch milder als je war das Lächeln, welches gleich einem himmlischen Strahl das Herz mit Liebe und unbegreiflicher Freude erfüllte.

„Valentin! Valentin!“ rief Helena, „es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie hier sitzen bleiben und mich über Ihre Gesundheit unruhig machen. Den ganzen Tag habe ich mich nach dem Augenblick Ihrer Ankunft gesehnt; seit gestern fühle ich ein unerklärliches Bedürfnis Ihrer Gegenwart. Sie sind doch nicht krank, hoffe ich? Es würde mich schwer betrüben.“

„Nein, Jungfer, ich bin nicht krank,“ antwortete der Schulmeister. „Ich danke Ihnen jedoch für Ihre unendliche Güte.“

„Aber Sie sind so bleich, Valentin? Und so traurig, dünkt mir?“

„Es hat nichts zu sagen, Jungfer; das Mittagsmahl von gestern bekam mir nicht allzu gut; nun ist es jedoch vorüber.“

„Nun, kommen Sie zu mir, Valentin. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, das Sie gleichzeitig verwundern und erfreuen wird. Wir wollen mit einander schwätzen, lange schwätzen. Es ist ein Geheimniß, ein unvorhergesehenes Ereigniß, das ich Ihnen allein anvertrauen kann. Kommen Sie schnell, ich bitte Sie.“

Der Schulmeister blieb noch einen Augenblick auf dem Platze stehen, nachdem Helena verschwunden war. Ein strahlendes Lächeln erhellte sein Gesicht, während er bei sich selbst sagte:

„Ein Geheimniß, das mich gleichzeitig verwundern und er-

freuen wird? Mich erfreuen? Ein Geheimniß? Was kann es sein? O Himmel!"

Und er verließ mit leichtem Schritt den Garten, in seinem Innern frohlockend, als sähe er einem unerwarteten und unschätzbaren Glück entgegen.

Mitten auf der Hausflur entschlüpfte ihm jedoch ein hohler Seufzer; er blieb stehen; der heitere Ausdruck seiner Miene veränderte sich in ein bitteres Hohnlachen.

"Wahnsinniger!" brummte er, "wohin verirren sich deine thörichten Gedanken? Ach, es ist peinlich, auf solche Weise zum Spielball einer Verückung zu werden, welche mir wider Willen und Wünschen Sinn und Verstand verdunkelt! Das Geheimniß, welches sie mir anvertrauen will, kenne ich es nicht? . . . Aber es soll mich erfreuen? Ach, wer weiß, wer weiß? . . . Nein, nein, für mich wird das Unmögliche nicht möglich werden. Ich muß mich schämen über den unbegreiflichen Stolz meines Zweifels . . . Nun, nun, ersticken wir diese lächerliche, diese strafbare Hoffnung mit Gewalt. Sollte ich fähig sein, ihre grenzenlose Güte mit Undank zu belohnen? Wenn sie glücklich wird, muß ich dann nicht erfreut sein? Ach, ach, mein Herz, magst du auch gegen das Verhängniß dich empören, ich werde dich beherrschen und nicht vergessen lassen, wer ich bin und was ich bin. Leide und traure; und müßtest du vor Schmerz vergehen, was macht es, wenn nur sie glücklich ist? . . . Welches Geheimniß, die menschliche Seele und die menschliche Vernunft, die einander trotz des menschlichen Willens bestreiten! Das Gefühl der Pflicht wird doch triumphiren; rein von aller Selbstsucht will ich bleiben."

Um seinen Betrachtungen zu enttrinnen, öffnete er die Thüre und begab sich rasch nach des Delschlägers Hause.

Dort trat er nach seiner Gewohnheit in das Zimmer, wo Bücher und Schreibgeräthe von Helena sich befanden. Das Mädchen grüßend, griff er nach einigen Papieren, als wollte er seine tägliche Lektion beginnen.

"Nein, nein, Valentin," sagte sie, "heute steht mir der Sinn nicht nach dem Lernen. Ich bin so zerstreut, so froh und ängst-

lich zugleich, daß ich unmöglich auf etwas merken kann. Folgen Sie mir, ich will allein mit Ihnen sein, mein Herz verlangt darnach, sich ausschütten zu können. Was ich Ihnen zu sagen habe, vermag ich Niemand zu offenbaren, als Ihnen. Ich würde mich schämen, wenn Jemand anders als Sie nur vermuthen könnte, was mich dermaßen aufregt; aber Sie sind mein Freund, mein guter, treuer Freund . . ."

Sie führte den Schulmeister tief in den Garten und deutete ihm auf eine Bank. Nachdem er sich hier neben derselben niedergelassen hatte, sah er sie neugierig an; aber das Mädchen stammelte einige Worte, wurde roth und schwieg, als wüßte sie nicht, wie sie mit ihrer Offenbarung beginnen sollte.

"Ich höre, Jungfer," murmelte der Lehrer in seltsam bewegtem Tone. "Es ist wohl höchst wichtig, höchst furchtbar, dieses Geheimniß?"

"Furchtbar? O nein!" rief Helena, über ihr eigenes Bögeru verwundert. "Aber ich weiß wahrhaftig nicht . . . Sie werden mich auslachen, und doch ist es ernsthaft, so ernsthaft, daß ich dadurch verwirrt werde. Valentin, Sie haben gestern Herrn Casimir Steenput gesehen. Welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht?"

"Er ist ein schöner junger Mann," lautete die ruhige Antwort.

"Und er hat Verstand, nicht wahr? Viel Verstand?"

"Ich glaube, Jungfer, daß er in Rücksicht auf den Verstand nicht zu kurz gekommen ist."

"Wie sonderbar und wie kalt Sie das sagen!" bemerkte Helena mit einer gewissen Unzufriedenheit; "aber es ist wahr, Sie sind nicht bei uns geblieben und haben beinahe nichts gehört von seinem geistvollen und hinreißenden Gespräche. Warum haben Sie sich so beharrlich fern von uns gehalten? Ich habe einmal mit Betrübniß daran gedacht, daß Sie einen Widerwillen gegen Herrn Casimir empfinden."

"Da sind Sie in einem Irrthum befangen, Jungfer. Ich war ein Bißchen krank, und da ich sah, daß Sie bei seinem fröhlichen Gespräche glücklich waren, wollte ich Ihr Vergnügen nicht stören."

„O, o, Valentin,“ rief sie, mit dem Finger drohend, „Sie sind eifersüchtig gewesen!“

Dieses Wort rief eine Schamröthe auf der Stirne des Lehrers hervor; gerade wie wenn ein Schulkind über einer strafbaren Handlung betroffen worden wäre, senkte er die Augen zu Boden und schwieg still.

„Nun, nun, ich sage es nur zum Scherz,“ verbesserte Helena in süßem Tone; „gewiß, Sie haben viel Verstand und ich höre Sie gerne sprechen; aber es darf Sie nicht betrüben, daß ich auch an dem Verstand anderer Personen Vergnügen finde, besonders wenn dieselben dabei so artig und unterhaltend sind, wie Herr Casimir Steenput. Hätten Sie ihn nur hören können! Alles, was er sagt, ist fließend und angenehm, wie der Inhalt der schönsten Bücher; er weiß über Alles zu sprechen mit Kenntniß, mit Welterfahrung, mit so geistvollem Wesen, daß man wochenlang seinen Worten zuhören könnte. Sie haben jedoch dessen genug davon vernommen, Valentin, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Glauben Sie, daß ich übertreibe?“

Der Schulmeister, welchem noch das Wort „eifersüchtig“ in den Ohren summt, befand sich in großer Verlegenheit. Er hatte sich jedoch Gewalt angethan und einige Stärke wiedergesunden.

„Nein, Jungfer, Sie übertreiben nicht,“ antwortete er, „Herr Steenput ist sicherlich ein junger Mann, welchen Gott mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattet hat. Ich habe seine Beredsamkeit bewundert; er weiß geistvoll zu sprechen und ich begreife, daß Sie in seiner Gesellschaft ungemeines Vergnügen gefunden haben. Eifersüchtig? Könnte ich ihn um etwas beneiden, so würden es seine ausgezeichneten Verdienste sein.“

„Sie fassen meine Worte gar zu ernst auf, Valentin; das ist nicht freundlich von Ihnen.“

„Ein solcher Neid, Jungfer, wäre eine Lobeserhebung für ihn und zugleich ein Beweis, daß ich mich klein und gering in seiner Gegenwart fühle.“

„Wie sonderbar nun der Ton Ihrer Stimme ist,“ seufzte das Mädchen. „So habe ich Sie noch nie gehört. Sie sind vielleicht noch ein wenig krank, Valentin?“

„Nein, Jungfer; Ihr Tadel, Ihr Argwohn hat mir weh gethan.“

„O vergeben Sie mir, mein guter Valentin! Ich sagte es nur im Scherze. Hätte ich voraussehen können, daß Sie bei diesem einzigen Wort so empfindlich würden! Nun, denken Sie nicht mehr daran, ich bitte Sie!“

Der gepeinigste Schulmeister rief, als wollte er sich selbst noch heftiger aufreizen, in einem Ton der Bewunderung und des Enthusiasmus:

„O, Herr Casimir hat nicht nur einen ausgezeichneten Verstand und eine hochbegabte Seele, sondern er ist auch ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit!“

„Nicht wahr, es ist etwas Edles, etwas Erhabenes in seinem Gesicht?“ entgegnete das Mädchen mit großer Freude.

„Ja, etwas, das von Herzensgüte und Sanftmuth spricht.“

„Was er für schönes Haar hat, Valentin!“

„Ja, Jungfer, prächtiges schwarzes Haar.“

„Und Augen!“

„Wunderbar schön, Jungfer.“

Das Mädchen verlor sich in Gedanken und schaute eine Weile schweigend zu Boden. Valentin hatte vielleicht alle seine Seelenstärke erschöpft, um mit solcher Uebertreibung das Lob eines Menschen zu singen, den er trotz seiner bessern Einsicht und seines Willens haßte.

Er schwieg gleichfalls.

Das Mädchen erhob zuerst den Kopf wieder und sagte:

„Wie sind meine Gedanken so verwirrt! Ich könnte beinahe vergessen, weshalb ich Sie gerufen habe. Valentin, antworten Sie mir offenherzig, als ein wahrer Freund: glauben Sie, wenn Casimir Steenput heirathete, er würde seine Frau glücklich machen? . . . Sie sehen mich so fremd an; verstehen Sie mich nicht? Wenn ich seine Frau würde, dürfte ich auf Glück hoffen?“

„Ich denke so, Jungfer,“ stammelte der Schulmeister.

„Sind Sie dessen nicht gewiß?“

„Wessen kann der Mensch gewiß sein? Sie haben ihn erst

ein einziges Mal gesehen, Jungfer. Ich weiß, daß Ihre Eltern diese Hochzeit wünschen. Vielleicht sind Sie geneigt, deren Verlangen zu erfüllen; aber wenn Sie mit Jemand sich verheiratheten, den Sie nicht wirklich lieben? Eine Ehe ohne Liebe ist ein Garten ohne Sonne, worin alle Blumen des Herzens aus Mangel an Licht absterben müssen."

"Was ist Liebe? Wissen Sie es, Valentin?" fragte das Mädchen.

"Ich weiß es vielleicht," war die traurige Antwort, "vielleicht auch nicht: mir ist dieses Gefühl auf der Welt verboten. Auf alle Fälle können Worte es nicht erklären."

"In der That," sagte Helena zögernd, "es ist etwas so Tiefes, so Dunkles, so Seltsames, so Mächtiges! Ein Bild, das uns verfolgt, ohne uns einige Ruhe zu gönnen; unser Herz, das jagt und klopft von geheimnißvoller Erregung; unsere Seele, die Flügel haben möchte, um hinwegzufliegen nach dem Orte, wo er athmet; die ganze Welt, die sich vor uns mit einem unbekannten Licht verklärt; alles, alles, das uns von ihm spricht, uns seinen Namen in's Ohr flüstert, uns aufregt und erfreut, als wäre unser leisester Gedanke an ihn ein Glück Ist das Liebe, Valentin?"

"Es ist Liebe, Jungfer," antwortete er mit dumpfer Stimme.

Eine helle Schamröthe färbte die Wangen des Mädchens, während sie flüsterte:

"Sehen Sie, mein Freund, die Enthüllung, die ich Ihnen machen wollte. Ich hätte bis zu diesem Augenblick mein Herz Niemand zu öffnen gewagt, außer Ihnen; aber bei Ihnen bin ich ohne Furcht und fühle mich frei wie bei einem Bruder, wie bei einer Schwester. Was ich Ihnen da gesagt habe, dieß alles fühle ich seit gestern für ihn Nun Sie mein Geheimniß vernommen haben, ertheilen Sie mir Ihren Rath, erlösen Sie mich von dem Zweifel, von der Angst, worunter ich leide. Sprechen Sie offenherzig: wenn ich seine Frau werde, habe ich auf Glück zu hoffen?"

Der arme Valentin befand sich in einem peinlichen Kampfe mit sich selbst, und er mußte alle seine Kräfte anstrengen, um die Thränen zu unterdrücken, welche aus seinen Augen brechen

wollten. Gleichwohl fand er, so schwer gemartert er auch war, noch einigen Muth in dem Pflichtgefühl, vielleicht in seiner Verzweiflung selbst; denn er antwortete mit einer gewissen Festigkeit in der Stimme:

„Ob Sie auf Glück hoffen dürfen, Jungfer? Wenn Herr Casimir seine Gattin nicht glücklich macht, wer wird es dann vermögen? Schönheit des Gesichts, Güte des Herzens, Verstand, Wohlleben, Vermögen: alles, was zur Gewißheit des Glücks auf Erden beitragen kann.“

Helena faßte seine Hand und drückte sie mit inniger Dankbarkeit.

„Sie sind ein wahrer Freund und ein edles Herz,“ sagte sie. „Eine solche Veränderung in meinem Leben hat mich unheimlich erschreckt; aber nun bin ich ruhig.“

„Sie wollen also heirathen?“ fragte Valentin.

„Sie, Valentin, Sie haben über mein Loos entschieden. Ein Wort von Ihnen wäre genügend gewesen, um mich zurückbeugen zu lassen; aber da Sie mich versichern, daß ich glücklich sein werde, warum sollte ich länger dem lebhaftesten Verlangen meiner guten Eltern widerstreben? Sie drangen den ganzen Tag in mich, um meine Zustimmung zu erlangen. Meine Mutter hat mich selbst mit Thränen in den Augen. Ich wagte jedoch nicht, das entscheidende Jawort auszusprechen, ehe ich Sie gesehen und um Rath gefragt hatte. Nun werde ich bei der Rückkehr meines Vaters, der wieder nach Wäreghem ist, ihn durch meine Zustimmung erfreuen. Nichten Sie sich auf das Hochzeitfest, Valentin; denn meine Eltern machen unbegreiflich schnell vorwärts. Sie hören beinahe nicht und sitzen mit gesenktem Kopf da? Irre ich mich? Man möchte sagen, daß da eine Thräne in Ihren Augen glänzt. Haben Sie Kummer, Valentin?“

Ein Seufzer war die einzige Antwort.

Helena faßte ihn bei der Hand.

„Nun, nun,“ sagte dieselbe, „Sie dürfen nicht betrübt sein, während ich mich glücklich fühle. Wollen Sie etwas vor mir verbergen? Sprechen Sie, Valentin; beschwert etwas Ihr Gemüth, ich will Sie trösten.“

Nach einem Augenblick antwortete der Schulmeister in leisem, aber tief gerührtem Ton:

„O, Jungfer, vergeben Sie mir! Ich sollte mich wohl freuen, in der Ueberzeugung, daß sich vor Ihnen ein neues, fröhliches Leben eröffnen wird, ich weiß es wohl; aber ein unüberwindlicher Schrecken beherrscht mich. Ich war verlassen, hoffnungslos, unglücklich; ich sehnte mich nach dem Tode als einer Erlösung; Ihre Freundschaft, Ihre Güte, Ihr Mitleid mit einem enterbten Wesen auf Erden haben mich aus meinem Schmerz aufgerichtet. Nun steigt wieder vor meinen Augen die schwarze Wolke der Trostlosigkeit auf; Ihre Freundschaft war das Licht meines Lebens. Muß ich dieses Licht entbehren, dann falle ich auf immer in die schreckliche Nacht der Verlassenheit und Verzweiflung zurück.“

„Aber, Valentin, welche Gedanken sind das wieder?“ rief das Mädchen verwundert. „Sie irren sich. Hören Sie nur, was meine Eltern beschloffen haben. Wenn wir verheirathet sind, wird Casimir seine Wohnung hier nehmen. Mein Vater will ihm die Fabrik abtreten. Sie werden täglich zu uns kommen; unser Haus wird das Ihrige sein. Casimir ist Liebhaber von Blumen; er hat ein poetisches Gemüth; er plaudert gerne und liebt verständige Leute wie Sie. Freuen Sie sich, Valentin: anstatt eine Freundin zu verlieren, werden Sie einen Freund mehr gewinnen; und wir werden zu zweien wohl mächtig genug sein, Sie zu vertheidigen. Sie werden wie zwei Brüder leben; und ich, wie Sie sagen, ich werde das Licht sein, welches seinen Schimmer auf Ihre Freundschaft fallen läßt. Sie sehen also, Valentin, daß nicht ich allein Grund habe, der Zukunft entgegenzulächeln. Nun, sagen Sie mir, daß die schwarze Wolke vor Ihren Augen verschwunden ist, und daß Sie getröstet und glücklich sind.“

Der Schulmeister lächelte traurig und schüttelte den Kopf. Er stammelte einige unverständliche Worte und schien sehr verlegen; aber als griffte er hastig nach einem Rettungsmittel, stand er auf und sagte:

„Jungfer, dort ist Ihre Mutter, welche Sie wahrscheinlich sucht.“

„Meine Mutter?“ wiederholte das Mädchen.

„O, um so besser! Kommen Sie, Valentin; nun ich durch

Ihren Rath und Ihre Billigung gestärkt bin, will ich alles meiner Mutter offenbaren. Sie wird sich recht freuen!"

"Ich muß nach Hause, man erwartet mich," murmelte der Schulmeister. "Bei einer solchen Unterredung möchte ich nicht gegenwärtig sein."

"Warum nicht, Valentin? Ein anderer Mann, da würde ich es begreiflich finden, aber Sie? Da ist es etwas ganz Anderes. Ich möchte, daß Sie mich das Jawort aussprechen hörten und das Glück meiner guten Mutter mit ansehen könnten."

"Unmöglich, Jungfer; der Bürgermeister der Pastor will mit mir sprechen über wichtige Angelegenheiten. Vielleicht wartet er schon lang."

"Nun, kann es nicht anders sein, so gehen Sie, mein Freund; ich will Ihnen morgen alles erzählen und die Freude meiner Eltern beschreiben, besonders die Freude von meinem Vater; denn meine Einwilligung wird ihm gewiß den schönsten Tag seines Daseins gewähren. Leben Sie wohl, Valentin, bis morgen. O, wie werden wir zusammen so glücklich sein auf der Welt!"

Das Mädchen eilte auf einem Fußpfad hinweg, um zu ihrer Mutter zu kommen.

Unter dem Aussprechen eines leisen Grüßes verließ Valentin den Garten und begab sich, träumerisch und traurig den Kopf schüttelnd, nach seiner Wohnung.

In seinem Kämmerchen angekommen, blieb er stehen, kreuzte die Arme auf der Brust und schaute lange mit starrem Blick vor sich hin; seine Lippen bewegten sich, als wiederholte er die Worte, welche ihm trotz ihrer äußersten Milde wie ein Bleigewicht auf das beklemmte Herz gefallen waren.

Plötzlich, unter dem Eindruck eines eben aufsteigenden Gedankens, trat er vor den Spiegel und warf einen Blick auf sein Angesicht. Ein hohler Seufzer, gewissermaßen ein Laut der Verzweiflung, stieg aus seiner Brust auf; ein Zittern des Abscheu's und Schreckens erfaßte ihn, und er wich zurück zu dem Tische. Hier ließ er sich auf einen Stuhl fallen, fuhr mit den Händen vor die Augen und begann so heftig zu weinen, daß seine Thränen gleich Perlen zu seinen Füßen niederfielen.

VI.

„Lisseghem den 10. Sept. 1858.

„Freund Heinrich!

„Seit vier Tagen will ich Dir schreiben, aber jedesmal fällt mir die Feder aus der Hand. Ich weiß nicht mehr, was ich thue, meine Seele ist von einem Wirbel entsetzlicher oder verzweiflungsvoller Gedanken ergriffen; sie treibt erschrocken, rathlos und leidend der schwindelnden Tiefe zu

„Ist der Mensch ein so machtloses Wesen? Der Spielball von etwas, das in ihm lebt, ohne daß er es weiß? Das Schlachtopfer des Schicksals, das ihn unwiderstehlich vorwärts stößt? Gibt es Leute, welche von Gott selbst mit dem Stempel des Unglücks gezeichnet sind? O ja; und tritt bei ihnen auch zuweilen ein materielles Mißgeschick nicht ein, um sie zum Leiden zu bringen, dann ist doch der Zweifel da, dieses entsetzliche Gespenst, welches sie am Herzen packt und Faser um Faser aus einander reißt, um es hundertmal an einem Tag bluten zu machen. Aber was schwagte ich da doch? Ich bin im Delirium

„Heinrich, das Mädchen, welches mich aus der Verzweiflung gerettet, dessen Freundschaft mich zu einem neuen Leben erweckt hat wird sich verheirathen! Der Himmel, welcher mir eine Weile seinen Schimmer gezeigt hat, wird sich auf immer schließen. Ich bin so verwirrt, durch die drohende Finsterniß, daß ich sterben möchte. Lache über den unglücklichen Wahnwitzigen, Du hast Recht: ich verdiene nichts als Spott, und vielleicht ein wenig Mitleid von Dir, von Dir allein.

„Sie verspricht mir die Fortdauer ihrer Zuneigung und die Freundschaft ihres Vaters. Ich glaube an ihr Versprechen, und dennoch weine ich, und dulde bittere Marter und ringe die Hände in Convulsionen der Verzweiflung. Unbegreiflich, nicht wahr?

„Werde ich Dir dieses furchtbare Räthsel erklären? Ich muß, ich muß, obschon das Feuer der Scham mir auf der Stirne glüht. . . . Heinrich, ach vergib die Thorheit meiner verstörten Sinne Heinrich, ich liebe sie! Nicht so wie ein anderer

Mensch liebt, sondern so wie ein Verfluchter, dergleichen ich bin, allein lieben kann: es ist ein Irrsinn, eine Verblendung, eine Krankheit des Gehirns; und so sehr beunruhigt mich die Macht dieses unermesslich tiefen Gefühls, daß ich zuweilen vor dem Gedanken zurückbebe, ich möchte mit wirklichem Wahnsinn geschlagen werden. Vielleicht wäre das eine Gnade Gottes, ein Glück. Aber warum daran noch zweifeln? Was kann es thörichteres geben? Die Kröte, welche Liebe zu der Rose zu fassen wagte, als wähnte sie, daß die Königin der Blumen jemals einen holden Blick auf das abscheuliche Unthier werfen würde.

„Und ach, in mein Herz hat sie zuerst ihre Liebe zu dem Glücklichen ausgeschüttet; ihre Eltern sprechen mir täglich von dieser Heirath vor. Niemand mißtraut mir oder schont mich. Andern sollten also die geheimsten Bewegungen nicht offenbar werden; aber ich, ich gelte weder für einen Menschen noch Mann. Sie vermuthen nicht, daß hinter der eiskalten Maske, welche mir eine Kinderkrankheit auf das Angesicht gedrückt hat, eine Seele wohnt, eine arme Seele, welche durch das Verbot der Liebe selbst ganz Liebe geworden ist!

„Ich muß ein Hochzeitsgedicht machen; ihr Vater hört nicht auf, mich zur Begeisterung anzumahnen. Es muß ein Stück sein, wovon jeder Vers Glück und Seligkeit athmet. Ich werde es machen; es wird heiter und prächtig sein, und müßte ich es mit dem Blute schreiben, das mir aus dem Herzen tröpfelt, mit den Thränen, die mir aus den Augen strömen Welcher Fluch lastet auf mir? Warum ließ Gott mich geboren werden? Habe ich darum gebeten, um die Hölle in meinem Busen brennen zu fühlen? Der Tod

.....
 „Was ich Dir da eben sagte, ist geschrieben in einem Anflug von Delirium, dergleichen mich jetzt zuweilen anwandelt; aber ich habe geweint, und bin nun ruhiger, ohne minder unglücklich zu sein. Meine Worte haben Dich ohne Zweifel erschreckt; Du denkst, daß ich in solcher fieberischer Ueberspannung des Gehirns Thorheiten begehen und der Achtung vor meinem Amt und vor mir selbst zu nahe treten könnte? Nein, nein, ich bin der erste,

welcher dazu bereit ist, mit meinem Wahnsinn Spott zu treiben, und es beschämt mich, daß ich nicht Macht habe, um diesen lächerlichen Stolz meiner Seele zu ersticken. Und wäre es auch, daß eine strafbare Neigung in mir diesem Gefühl Nahrung geben könnte, so sollte doch etwas anderes mich beherrschen und mir gegen die gefürchtete Verirrung Stärke verleihen.

„Siehst Du, Heinrich, ich liebe sie, ich liebe sie so unendlich, so feurig, daß ich all mein Blut vergießen wollte, um ihr einen einzigen Augenblick des Kammers zu ersparen. Für mich ist sie ein Geist, ein Engel, etwas so Reines, daß ich fürchten möchte, sie durch den geringsten Argwohn meiner Liebe zu entheiligen. Wie würde dieser Argwohn sie erniedrigen und betrüben. Ich werde also vor Jedermann verborgen halten, was so schmerzlich in meinem Herzen wühlt, es ersticken, wenn Gott mein Gebet erhört.

„Ja, ich werde Freude heucheln, und Freude finden vielleicht in der Ueberzeugung von ihrem Glück Und kommen dann noch Augenblicke, daß meine Seele einer Ergießung bedarf, so werde ich mich in mein Kämmerchen einschließen, und weinen und den Himmel anrufen um ein Bißchen Stärke und ein Bißchen Licht.

„Aber ich beginne zu zittern Die Hochzeit! Ich muß da gegenwärtig sein und Verse ablesen und singen, sogar zu seiner Ehre aber ich werde es thun wenn ich noch lebe.

„Nächsten Sonntag kommt er zum Mittagsmahl bei ihren Eltern. Der Wein wird fließen über dem Heirathskontrakt; ich muß ihm dann Glück wünschen. O, könnte ich ihn hassen! Aber er ist schön, gut und verständig; er ist ihrer würdig; und obwohl er mir wie ein grausamer Mörder Leiden verursacht, fühle ich mich doch gezwungen, ihn zu achten; mich dünkt, daß ich ihn sogar lieben könnte, wenn Helena durch ihn glücklich würde“

„Wahnsinn! Meine Gedanken drehen sich in einem Wirbel herum; es ist mir so schrecklich düster vor den Augen. Mein Freund, mein einziger Freund, beklage mein Loos. Habe doch einiges Mitleid mit dem armen Nachtschmetterling, der seine Flügel an dem Pichte versengt hat, und nun, verbrannt, vernichtet

und sterbend in der Tiefe seiner Verzweiflung und Beschämung daliegt

„Lebe wohl, und möge es nicht das letzte Mal sein!“

„Dein unglücklicher Freund

„Valentin Stoop.“

VII.

Am Sonntag saß Valentin um die Mittagsstunde in seinem Kämmerchen ganz angekleidet, so wie er von der Hochmesse zurückgekehrt war.

Es lag ein offener Brief vor ihm auf dem Tische, und obwohl er, in tiefe Gedanken versunken, den Kopf auf die eine Hand gestützt hatte, warf er doch zuweilen einen aufmerksamen Blick auf das Papier und nickte dann bestätigend oder lächelte sanft.

„Ja, ja,“ sagte er bei sich selbst, „der gute Heinrich hat Recht. Unter dem Schlag einer so plötzlichen Enttäuschung fühlt man sich tödtlich getroffen und man verzweifelt daran, ob man noch Muth genug finden werde, um den Schmerz zu überwinden; aber jede Stunde, die vergeht, mindert den Schmerz der Wunden, und in einigen Tagen hat man Stärke genug, sich kaltblütig und gelassen in etwas zu fügen, das nicht zu ändern ist. Möge sie glücklich werden! Sie verdient es. Liebt und achtet sie dieser Herr Castir, so werde ich ihn achten und ihm dankbar sein. Was ich gelitten habe und noch leide, ist die Strafe für meinen thörichten Hochmuth; er hat nicht eben die geringste Schuld daran. Noch weilt in meinem Herzen eine geheime Leidenschaft, die mich antreibt, ihn ungerechter Weise zu hassen; aber ich werde es schon dahin bringen, diese gottlose Aufwallung zu ersticken und zu vernichten. Nein, ich werde weder niederträchtig noch undankbar sein. Dieses unbewußte und verborgene Gefühl hat mich überrascht. Nun bin ich meiner selbst wieder Herr. Ich werde morgen an Heinrich schreiben, daß ich mich meines wahnsinnigen Briefes schäme, den ich an ihn gesandt habe.“

Eine Uhr schlug eben im Dorfe.

Valentin stand auf und sagte:

„Ein Uhr! Nun, beeilen wir uns, und zeigen wir Jedermann ein heiteres und freundliches Gesicht. Ach wie schwach ist doch der Mensch, der gegen sein eigenes Herz ankämpft. Da läuft mir nun wieder der kalte Schauer durch die Glieder! Es ist nichts: ich werde Muth haben; ich werde mir den Brief meines edelmüthigen Freundes vor Augen halten und Stärke aus seinem weisen Rathe schöpfen.“

Während er diese letzten Worte aussprach, hatte er sein Kammerchen verlassen und war aus seiner Wohnung getreten.

Als er im Hause des Delschlägers anlangte, fand er die Gesellschaft bereit, zu Tische zu gehen. Er grüßte Jedermann mit freundlichem Lächeln und alle empfingen ihn mit Beweisen von Achtung und Zuneigung.

Casimir Steenput drückte ihm die Hand und bezeugte ihm noch viel lebhafter als früher das Verlangen, seine Freundschaft zu gewinnen, in Betracht, daß Helena ihm unwidersprechliche Beweise seines guten und edlen Herzens gegeben hatte. Um nähere Bekanntschaft mit einander zu machen, dazu würde sich, meinte er, an diesem Tage schon die Gelegenheit finden.

Die Gäste wurden so gesetzt, wie sie einst an Tante Bleugels Tische ihren Platz genommen hatten, und Alles ging anfänglich in demselben Tone wie dort, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Schulmeister zuweilen Theil an dem Gespräch nahm und sanft lächelte, wenn die Andern über eine witzige Redensart Casimirs in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Der Delschläger war ungemein fröhlich und sprach von Nichts als von der prächtigen Hochzeit, die man feiern wollte. So oft er etwas sagte, spornte er zugleich Jedermann an, zu trinken und viel zu trinken; denn er wollte beweisen, daß man an seinem Tische keinen Durst wie bei Tante Bleugels zu leiden hätte. Unaufhörlich hatte er die Flasche in der Hand, bereit einzuschenken.

Die Frauen und der Schulmeister widerstanden seinem Andrängen. Nur sein künftiger Schwiegersohn folgte ihm hierin, vielleicht weil ihm der ausgezeichnete Wein schmeckte, vielleicht einzig, weil er sich dadurch bei Helena's Vater empfehlen wollte.

Diesen letzten Zweck erreichte er vollkommen; denn der Delschläger, welcher über die unüberwindliche Mäßigkeit der andern geärgert schien, pries Casimir höchlich, da er zeige, daß er den Wein, das Getränk anständiger Leute, ertragen könnte und nicht gewohnt wäre, nur in der Welt der Biertrinker zu leben.

Allmählig begann des Schulmeisters Angesicht sich zu verdüstern; er wurde wieder schweigsam und wandte die Augen ab, als suchte er dem Anblick von Dingen sich zu entziehen, welche ihm Betrübniß oder Pein verursachten.

Wirklich wurde Herrn Casimir Steenput, so stark er auch gegen den Wein sein mochte, doch in Kurzem der Kopf warm. Von Helena's Vater aufgemuntert, wurde er lecker und lecker. Seine Ausdrucksweise verlor, ohne unziemlich zu sein, doch von der Zurückhaltung, welche ein junger Mann in Gegenwart eines Mädchens beobachten muß, besonders wenn er, so wie es hier der Fall war, dieselbe erst zum zweiten Mal zu Gesicht bekam.

Es schien dem Lehrer, als ob Casimir die Tochter des Delschlägers nicht tief und aufrichtig lieben könnte. Liebe ohne Achtung, ohne Schüchternheit — konnte seinem Bedenken nach nicht bestehen.

Die leichten, kecken Worte des jungen Mannes, welche mehr als einmal Helena die Schamröthe auf die Stirne trieben, und zuweilen wohl den Ton des Scherzes oder Spottes annahmen, verletzten Valentin und schnitten ihm ins Herz. Er fühlte die Beleidigung oder Geringschätzung, welche Helena angethan wurde, und verwunderte sich nicht wenig, daß das Mädchen — sonst so zartfühlend und rein von Gemüth — sich jetzt begnügte, die Gemeinplätze Casimirs abzuwehren.

Allmählig entwickelte sich in dem Busen des Schulmeisters der Haß oder der Neid, welchen er bisher mit Gewalt unterdrückt hatte.

Jetzt klagte er sich selbst nicht mehr an; denn es war nicht seine verborgene Liebe, oder die Selbstsucht, welche ihn antrieb. Nein, es war seine Dankbarkeit und seine Achtung vor Helena.

Er erschrak bei dem Gedanken, daß ein Mann, welcher bereits vor seiner Heirath alle Rücksicht auf seine künftige Lebensgefährtin bei Seite setzte, zu nichts als einem Tyrannen, oder

einem gefühllosen Wesen werden und an seiner Gattin die Lange-
weile rächen könnte, welche ihm ein ewiges Band verursachen
mußte, das die Liebe nicht zusammengefügt hatte. Er sollte sie
unglücklich machen können? Das edle Mädchen, welches aus Her-
zensgüte, aus Mitleid dem armen Lehrer ihre Freundschaft ge-
schenkt hatte, sollte das Schlachtopfer eines selbstsüchtigen herzlosen
Menschen werden?

Jetzt begann der Delschläger plötzlich Casimir die Geschichte
von dem Hundsbisse und seiner Heirath zu erzählen. Der Wein
hatte ihn weischweifig und wortreich gemacht; seine Erzählung
schien kein Ende zu nehmen; aber er wollte nicht leiden, daß
Casimir nur einen Augenblick seine Aufmerksamkeit ihm entziehe.
Der junge Mann war also lange Zeit verhindert, sich mit He-
lena zu beschäftigen.

Dies führte in der Aufregung des Lehrers eine kleine Pause
herbei. Er begann wieder mit einiger Anstrengung die Herrschaft
über sich selbst zu gewinnen. Er wiederholte sich in Ge-
danken den Rath seines Freundes und suchte, um sich wieder
völlig zur Vernunft zu bringen, die Handlungsweise von Casimir
Steenput zu entschuldigen. Dieß wäre ihm nicht schwer gefallen,
wenn nicht ein geheimes Gefühl, das gegen seinen Willen Casimir
feindselig schien, ihm im Herzen gelegen wäre. In der That,
wurde der junge Mann nicht vom Weine angetrieben? Wußte
er wohl noch völlig seine Worte zu bemessen? Zudem war er
der angenommene Bräutigam, und in Gegenwart der Eltern,
seiner Verlobten, durfte er sich wohl ein bißchen vertraulich zeigen,
da die Eltern nicht für nöthig erachteten, ihn deshalb zu tadeln.

Nicht weniger schien den Gewohnheiten und Sitten der Dorf-
bewohner in dieser Gegend noch Rechnung zu tragen: Feinheit
des Gefühls war ihnen fremd, und wenn sie sich der Reinheit
der Absichten versichert hielten, ließen sie vieles geschehen, ohne es
übel zu nehmen.

Mit solchen Betrachtungen gelang es Valentin endlich, sich
zu beruhigen; er meinte wenigstens so, denn er erhob den Kopf
wieder und lachte mit den Andern, als der Delschläger in seiner
Erzählung mit der Historie von dem ausgestopften Hund endigte.

Der Verlauf seiner Rede war nur bisweilen dadurch unterbrochen worden, daß er nach dem Glase gegriffen hatte, und jetzt wurde das Ganze mit einem neuen Zug geschlossen.

Casimir ließ der ergöglichen Erzählungsweise des Delschlägers großes Lob zu Theil werden; klagte aber, nachdem dieß geschehen, darüber, daß er ihn so lang des Glücks beraubt hätte, mit seiner theuren Verlobten sich zu unterhalten.

Was der halb trunkene Delschläger darauf antwortete, verstanden die Andern nicht; aber Casimir glaubte, das Recht auf eine Schadloshaltung erschöpfen zu dürfen. Er stand auf und öffnete die Arme, als wollte er Helena an seine Brust drücken.

Das Mädchen sprang mit einem Schrei auf und eilte zu der Mutter hin. Diese räumte ihr den Stuhl ein, worauf sie saß, und nahm Helena's Platz neben Casimir.

Man lachte eine Viertelstunde lang, man verspottete den bestraften Jüngling, und Jedermann — er selbst und Helena dergleichen — ergözte sich höchlich über den lustigen Zwischenfall.

Der Schulmeister hatte vor Entrüstung gezittert; er schaute wiederum zu Boden, um den flammenden Blick, der aus seinen Augen schoß, zu verbergen, bis seine Erregung sich wenigstens etwas gelegt hatte.

Nachdem man lange genug Casimir mit allerlei freundlichen Spottreden überhäuft hatte, und man nun bereits einige Minuten am Nachtsche saß, stand der Bräutigam auf und sagte:

„Ich bitte die achtbare Gesellschaft und besonders die grausame Helena um Entschuldigung. Lassen Sie mich einen Augenblick in den Garten, in die freie Luft gehen, um inzwischen nur eine halbe Cigarre zu rauchen.“

„Warten Sie ein bißchen, Casimir,“ rief der Delschläger, „sobald diese Flasche leer ist, gehe ich mit!“

„Sie können hier wohl rauchen, das genirt uns nicht,“ versicherten die beiden Mütter.

„Nein, Herr Minnens, bleiben Sie bei Ihrer Flasche, ich bitte Sie darum,“ entgegnete Casimir. „Was ich verlange, ist, daß der Lehrer die Güte habe, mich zu begleiten. Ich möchte gern ein wenig allein mit ihm sein, um ihn näher kennen zu

lernen. Er muß mein Freund, mein Busenfreund werden, ehe dieser fröhliche Tag zu Ende geht."

"Ach! bleibe sitzen, Vater!" bat Helena mit unverstellter Freude. "Herr Casimir Steenput hat Recht, und ich bin ihm sehr dankbar für seinen guten Vorsatz."

"Kommen Sie mit mir in den Garten, Herr Valentin," fuhr Casimir fort. "Ich bitte Sie, machen Sie mir das Vergnügen."

Der Lehrer schien zu zögern; es erschreckte ihn vielleicht, sich allein, ganz allein mit dem Mann zu befinden, welchen er wider seinen Willen haßte; aber auf das Andringen von Helena selbst wagte er keinen weiteren Widerstand zu leisten und folgte dem jungen Mann in den Garten.

Raum war dieser in der freien Luft, so blieb er verwundert stehen, rieb sich die Stirne und murmelte:

"Sonderbar, man sollte meinen, die Bäume drehen sich. Der Eindruck der frischen Luft. Es ist nichts, es ist vorüber. Hier haben Sie eine Cigarre, Valentin; ich nenne Sie kurzweg Valentin, weil wir Freunde werden müssen. Helena sagt es, und ich wünsche es von ganzem Herzen. Da ist Feuer, ameread!"

"Ich rauche nicht," bemerkte der Lehrer.

"Sie rauchen nicht? In welchem Winkel der Welt sind Sie denn aufgezogen worden? Das ist ärgerlich; Sie hätten etwas geprüft, das werth ist, zwischen den Lippen eines Königs zu brennen. Vierzig Centimes das Stück. Ich rauche nie andere; es ist etwas Ausgezeichnetes, aber es kostet viel: es gibt Tage, wo ich für fünf oder sechs Francs Cigarren geraucht habe, ehe ich Abends nach Hause komme. Es langweilt, oder vielmehr, es verdrießt mich, daß Sie nicht rauchen. Bin ich einmal verheirathet, so brauche ich auf einige Cigarren nicht zu sehen, und ich wäre mit Vergnügen, ohne daß es Sie einen Heller kostet, Ihr Lieferant auf Lebenszeit gewesen. Nun wohl, rauchen Sie nicht, Valentin, so müssen Sie doch Liebhaber von einem guten Glas Burgunder sein? Diesen Wein habe ich über alles lieb. Der Keller des Schwiegervaters scheint gut versehen; wir wollen etwas beifügen,

was ihm fehlt, und nicht zugeben, daß der Wein abstehe, oder über seine Zeit daure. Sehen Sie, mein Freund, der Mensch lebt nur einmal, und man ist auf der Welt, um dem Sohn seines Vaters Gutes zu thun. Sie sollen oft bei uns essen, Valentin. In der Kunst, eine Tafel zu bescheiden und die Speisen auszuwählen, besitze ich eine wunderbare Erfahrung. Die Liebhaber zu Kortryk, und es sind ihrer nicht wenige, wissen es wohl. Sie sollen alsdann ein Leben führen, nicht wie ein Schulmeister, sondern wie ein Prinz. — Was sagen Sie dazu, Valentien? werden wir Freunde, Busenfreunde sein?"

Casimir schwatzte sehr schnell und mit übertriebenen Gesticulationen. Er stand unbezweifelt unter dem Einfluß des Weins, und seine Zunge hatte bereits gesprochen, ehe er wußte, was er sagen wollte.

Seine seltsamen Worte erregten bei dem Lehrer zuerst Bestürzung. Es gibt ein Sprüchwort, welches sagt: Im Wein liegt Wahrheit. Mußte Valentin daran glauben, so hatten die Enthüllungen Casimirs nichts Anderes zu bedeuten, als daß er ein materieller Mensch und ein Verschwender war. Und Helena? Sollte sie die Frau eines solchen Mannes werden? Unglücklich sein und unglücklich bleiben bis ans Ende ihres Lebens?

Der Lehrer fürchtete sich vor der Einsprache seines Herzens; vielleicht war diese nur die Einsprache des Neides? Aber hieße es seine Pflicht, die heilige Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, wenn er seine Wohlthäterin dieser schrecklichen Gefahr überließ, ohne im Mindesten etwas zu versuchen, um dahinter zu kommen, welches Loos sie erwartete oder bedrohte? Sein Gewissen rief ihm zwar zu, daß er sich eine strafbare That zu Schulden kommen lasse, aber er hörte nicht auf diesen Vorwurf, und rechtfertigte sein Vorhaben dadurch, daß er sich selbst sagte, es könne nichts Strafbares darin liegen, da er den Zweck hätte, ein unschuldiges und edelmüthiges Mädchen vor einem Leben von Elend und ewigem Kummer zu behüten.

Von diesen Betrachtungen angetrieben, beschloß er die Gelegenheit wahrzunehmen, um zu erfahren, was Casimir im Herzen trüge und was Helena zu erwarten hätte.

Als Casimir ihn fragte „werden wir Busenfreunde sein,“ nahm Valentin die ihm dargebotene Hand an und antwortete bejahend, obwohl er sich des Hasses gegen Helena's Verlobten nicht erwehren konnte.

Casimir fuhr fort, sich dessen zu rühmen, daß er wüßte, was zu einem vergnüglichen Leben nöthig wäre. Er setzte Pläne auseinander, wie er es nach seiner Heirath halten wollte. Da sprach er von Kutsche und Pferden, von Gastgelagen mit den Freunden, von Jagdpartien und lustigen Ausflügen nach der Stadt, aber Helena's und der Delschlägerei wurde mit keinem Wort gedacht.

Der Schulmeister horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, nickte mit dem Kopf und sagte Ja, um den Redefluß des zügellosen Sprechers nicht zu unterbrechen.

Als sie sich der Bank näherten, wo Valentin so viele trostreiche, so viele glückliche Stunden neben Helena zugebracht hatte, sagte Casimir:

„Kommen Sie, lassen Sie uns sitzen: ich bin müde und meine Beine sind ein wenig schwer. . . . Rücken Sie etwas näher, ich will vertraulich mit Ihnen schwätzen. . . . So ist es besser. Geben Sie mir nun die Hand und sagen Sie mir aufrichtig, darf ich auf Sie als einen treuen Freund rechnen?“

Valentin wagte nicht zu antworten. Eine solche Lüge unter solchen Umständen erschien ihm wie eine Missethat; aber sein Genosse ließ ihm keine Zeit zur Ueberlegung und wiederholte seine Frage mit solcher Dringlichkeit, daß der Lehrer Ja nickte und einige undeutliche, jedoch bestätigende Worte stammelte.

„Ich danke Ihnen und werde Ihr Wohlwollen nicht unbelohnt lassen,“ sagte der Andere. „Wenn ich mit Ihnen allein zu sein wünschte, so hatte ich dazu einen besondern Grund, Valentin. Ich wollte Sie um einen Dienst ersuchen. Sie werden mir denselben nicht verweigern, dessen darf ich gewiß sein, nicht wahr?“

„Sprechen Sie, ich werde mein Möglichstes thun,“ antwortete der Lehrer.

„Daran zweifle ich nicht, Valentin. Sie sind ein verstan-

diger Junge und werden mich begreifen. Die Sache ist folgende. Ich weiß, daß Sie alles über Helena vermögen: sie hat mir diesen Morgen selbst gesagt, sie würde meine Hand nicht annehmen haben, wenn ihr diese Heirath nicht von Ihnen angerathen worden wäre; meine künftige Schwiegermutter hört gleichfalls gern auf Ihre Worte. Wohlan, ich bitte Sie, treiben Sie dieselbe an, mit all Ihrem Einfluß, unsere Verheirathung zu beschleunigen."

"Mich dünkt, man hat nicht im Sinne, die Sache länger hinauszuschieben, als das Gesetz erheißt," murmelte der Schulmeister.

"Das ist nicht genug, Valentin; es gibt ein Mittel, um dieögerung zu verkürzen."

"Sie haben es also sehr eilig?"

"Sehr eilig. Nicht daß ich um meiner selbst willen ungeduldig wäre, meine Freiheit zu verlieren. Könnte ich bis zu meinem vierzigsten Jahre Junggeselle bleiben, ich wünschte nichts Besseres; denn die Ehe, sehen Sie, ist eine schreckliche Kette..."

"Wie? Was sagen Sie da?" fiel Valentin mit einem Gefühle von Entrüstung ein, daß er zu verbergen Mühe hatte. "Die Ehe eine schreckliche Kette, mit einer Braut wie Jungfer Helena?"

"Helena oder eine andere, was macht das zur Sache?" antwortete Casimir mit einem schlaunen, leichtsinnigen Gelächter.

"Die Ehe ist der Tod aller Fröhlichkeit; aber man kann nicht thun, was man will, und ein Vermögen wie das von dem Deschlager ist wohl der Mühe werth, daß man etwas dafür opfert. Ueberlegen Sie zudem, daß Helena noch von Tante Bleugels ein schönes Sümmdchen erben wird. Die Tante hat einen gebrechlichen Körper: sie wird es nicht allzu lange machen. Aber ich vergesse, was ich Ihnen sagen wollte. Dieses Bauernvolk ist durchtriebener und arglistiger, als wir glauben. Sie haben mit meinen Eltern in der Stille meine Heirath entworfen und abgemacht; aus Besorgniß, ich könnte mich weigern oder meine Absicht ändern, zeigten sie sich so hastig, als ob es im Hause einen Brand gäbe. Jetzt, da sie bemerken, daß es mir selbst darum

zu thun ist, die Sache zu beschleunigen, sprechen sie von Aufschub. Man muß Zeit haben, einander kennen zu lernen, sagt Mutter Minnens, und Helena, die auch trotzig wird, weil ich vor Ungeduld und Liebe zu vergehen scheine, beginnt gleichfalls das Verlangen zu äußern, die Hochzeit nicht zu beschleunigen. Endlich werden sie wohl, aus eitlem Hochmuth, die Sache von einer Woche zur andern aufschieben, nur um mich zu reizen. Dieß kann, dieß darf nicht sein. Ich bin jung und habe mir vergnügte Tage gemacht; mein Handel ist ein Bißchen zurückgekommen. Muß meine Heirath aufgeschoben werden, dann dürften meine Angelegenheiten in solche Verwirrung gerathen, daß böse Zungen . . . Mit einem Wort, es sind Umstände, welche ich jetzt nicht näher erklären will, die Sie jedoch leicht begreifen. Ich habe das volle Vertrauen, daß Sie als Freund mir Ihren Beistand leihen werden, um Mutter Minnens und deren Tochter mit aller Kraft anzutreiben, daß dieselben meine Verheirathung in so kurzer Zeit, als es nur möglich ist, bewerkstelligen. Ich werde Sie dafür belohnen, Ihnen ein Geschenk dafür machen, das kostbar genug sein soll."

Indem er diese Worte aussprach, rieb er den Daumen an dem Zeigefinger, als wollte er damit andeuten, daß Valentin Geld von ihm zu erwarten hätte.

Der Schulmeister war bleich; er heftete die starren Augen auf den Boden und rang gewaltig gegen die Entrüstung und gegen den Zorn, wovon er ergriffen wurde. Es würde ihm vielleicht noch gelungen sein, sich so weit zu bezwingen, daß er wenigstens den Haß zu verbergen vermocht hätte, welchen die gefühllosen und selbstsüchtigen Aeußerungen des jungen Mannes ihm einschlößten; aber Casimir fuhr in seiner Rede fort:

"Wir dürfen uns durch diese Bauern nicht in den Sack stecken lassen, Valentin. Und glaubt die kleine Helena, daß ich Monate lang seufzen . . ."

"O Himmel, Sie lieben dieselbe also nicht?" flüsterte der Schulmeister mit bebender Stimme.

"Ja wohl, Sie zweifeln daran mit Unrecht," entgegnete Casimir lachend. "Ich liebe sie unsäglich. Liebt man nicht immer

ein schönes Mädchen? Aber solche Gesichter gibt es in Menge in der Stadt, und man braucht nicht in das Dorf zu kommen, um dergleichen zu finden. Das Vermögen, sehen Sie, Valentin, ist unendlich mehr werth, als ein Paar blaue Augen. Wir sind eins, nicht wahr? Sie werden mir den Dienst erzeigen, welchen ich von Ihnen erwarte? Auf ein paar tausend Francs werde ich nicht sehen, um Sie zu belohnen."

Jetzt konnte der gepeinigte Lehrer sich selbst nicht mehr bezwingen, so sehr er sich auch Gewalt anthat. Mit dumpfer Stimme antwortete er:

"O Herr, schweigen Sie, der Wein macht Sie wahnsinnig, sonst . . ."

"Ja, ich habe ein Glas getrunken, Valentin, aber ich weiß sehr wohl, was ich sage. Hätte ich diesen Morgen mit Ihnen sprechen können, wie ich es wünschte, ich würde Ihnen ganz dasselbe gesagt haben."

"Nun, Herr," rief der Schulmeister, bebend vor Entrüstung, "dann sind Sie ein Wahnsinniger oder ein Schurke! Wie! Sie können einem unschuldigen Mädchen, rein und vertrauensvoll wie ein Kind, Liebe heucheln? Sie bezaubern und verblenden dieselbe durch Ihre Schmeichelworte. Was Sie sagen, ist falsch! Sie lieben dieselbe nicht? Deren Vermögen allein haben Sie im Auge? Die Ehe selbst mit diesem unbefleckten Engel ist Ihnen eine Kette? Sie wollen dieselbe Ihrer Geldgier opfern! Sie unglücklich machen? Schrecklich, schrecklich! Sie flößen mir Abscheu ein! Gehen Sie, mit Ihnen will ich nichts mehr zu thun haben, da ich dadurch in meinen eigenen Augen beschmutzt würde. — Ich verachte Sie!"

Casimir war aufgesprungen und betrachtete den Schulmeister mit Bestürzung.

"Nun, nun, was bedeutet das?" murmelte er. "Spielen Sie Komödie, Valentin, oder ist es ernstlich gemeint?"

"Komödie?" schnaubte der ergrimimte Schulmeister. "Sie sind es, der hier, in der Wohnung einfacher aber braver Leute, eine niederträchtige, eine verruchte Komödie spielt!"

„Also Sie verweigern mir den kleinen Dienst, welchen ich . . .“

„Den Dienst, welchen Sie mir mit Geld bezahlen wollten,“ unterbrach ihn Valentin mit bitterem Spott. „Sie hielten mich für niederträchtig genug, daß ich das Vertrauen, welches Helena auf mich setzte, verkaufen würde. Sie sollen erfahren, wie ich Ihren beschimpfenden Vorschlag beantworten werde. Ich verberge es Ihnen nicht: in mir haben Sie von heute an einen Feind, einen unbarmherzigen Feind. Ich werde Helena und deren Eltern erklären, was Sie mir gesagt haben; und müßte ich mein Leben wagen, sogar mein Leben aufopfern, um Ihre verhängnißvolle Heirath zu hindern; ich werde die unschuldige Seele aus Ihren Klauen reißen, gieriger Teufel, der Sie sind.“

Casimir, der jetzt erst zur vollen Erkenntniß dessen kam, was geschehen war, gerieth in große Wuth und überhäufte den Lehrer mit einer Fluth von Vorwürfen und Scheltworten. Als er sich endlich verständlicher auszusprechen vermochte, rief er ihm zu:

„Scheinheiliger! Schämen Sie sich nicht? Wie, Sie heucheln mir Freundschaft und horchen mich aus und geben sich alle Mühe, um aus meinen Worten Gift zu saugen. Sie sind ein erbärmlicher Schuft!“

„O, mein Gott, wäre ich kein Lehrer, wäre ich ein freier Mann!“ seufzte Valentin, indem er konvulsivisch die Hände rang.

„Ha, was würden Sie thun?“

„Ich weiß es nicht; aber Sie, der Sie die Schlechtigkeit selbst sind, Sie sollten mich nicht ungestraft einen Schuft nennen.“

Vom Hause her ertönten Stimmen in den Garten. Wahrscheinlich hatte man dort den Lärm des Streites gehört.

„Man kommt,“ sagte Casimir, sich bezwingend. „Geben Sie auf sich selbst Acht, Unverschämter. Sagen Sie Helena oder deren Eltern ein Wort über mich, so läugne ich Alles; ich beschuldige Sie der Lüge, Falschheit und Eifersucht; ich mache Sie lächerlich und verhaßt und bewirke, daß man Sie als einen abscheulichen Burschen, der Sie sind, hier vor die Thüre setzt. Kommen Sie nun und lassen Sie sich nichts anmerken; wir sehen einander wiederum.“

„Leben Sie wohl,“ sagte der Schulmeister, in seiner beklemmten Wuth fast erstickend, „leben Sie wohl! Ich schätze mich selbst und diese guten Leute allzu sehr, als daß ich Ihnen das Schauspiel unseres Streites geben möchte. Ueberdies verachte und hasse ich Sie allzu gründlich, um nicht in Ihrer Gesellschaft alle meine Ruhe zu verlieren!“

Mit diesen Worten drehte er sich um und schien nach dem Hinterpförtchen des Gartens seinen Weg nehmen zu wollen. „Sie gehen dahin?“ lachte Casimir spottend.

„Sie lassen mir also freie Hand, um Ihnen ein Kleidchen nach meinem Belieben anzuziehen? Für so dumm habe ich Sie nicht gehalten.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ brummte Valentin. „Ich kenne meine Pflicht, und die Reihe wird auch an mich kommen. Zwischen uns ist noch nicht alles abgethan.“

Er schlug hastig den Seitenweg ein, erreichte das Pfortchen und lief in das Feld hinweg, aus Furcht, es möchte Jemand vom Hause ihm nachkommen und von ihm eine Erklärung seines überraschenden Benehmens verlangen.

Als er sich weit genug entfernt zu haben und den Leuten völlig aus dem Gesicht gekommen zu sein glaubte, verkürzte er seinen Schritt, begann allerlei Gestikulationen zu machen und redete lebhaft in sich selbst hinein. Zuweilen verdüsterte sich sein Gesicht, und er schaute vor sich hin, als würde er von Zweifeln befallen; aber dann schüttelte er wieder heftig den Kopf und suchte sich von diesem peinlichen Bedenken zu befreien.

So gelangte er bis zu dem großen Lindenbaum und setzte sich nieder. Hier blieb er eine Weile in seine Betrachtungen versunken und murmelte dann:

„Meine sinnlose, meine blinde Liebe? die Eifersucht, die mich antreibt? O nein, nein, nicht gezweifelt, Muth und Stärke geschöpft aus der Ueberzeugung von einer heiligen Pflicht! Sie hat mich einzig aus Herzensgüte von Krankheit, von Verzweiflung, von langamer Todesqual gerettet. . . . und ich sollte sie auf ewig Jemand überlassen, der sie nicht liebt, der sie nur unglücklich machen, der sie vielleicht ins Elend stürzen wird? Sie, die

reine Seele, gebunden an diesen materiellen Menschen, an diesen gefühllosen Tyrannen. Und ich sollte es nicht zu verhindern suchen? Und ich sollte nicht Alles, Alles, auch mein Leben, wenn es nöthig ist, aufopfern? O Himmel, was hat doch dieser ewige Zweifel in mir zu bedeuten? Es ist wohl die Stimme meines Gewissens? Unmöglich, die Pflicht ist hier nicht zu verkennen. Bin ich wirklich vielleicht ein Feigling geworden? Weg, weg mit der strafbaren Furchtsamkeit! Ich muß, ich muß sie retten, es wenigstens versuchen, sonst wäre ich ein undankbarer, ein verächtlicher Prahler Aber wie sie retten? Er hat das unschuldige Mädchen bezaubert, er wird mich der Eifersucht beschuldigen; man wird mir keinen Glauben schenken; ich habe keine Beweise.“

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und vertiefte sich in seine traurigen Gedanken. Einen Augenblick hernach machte er eine plötzliche Bewegung und sprach mit einem Strahl der Freude in den Augen:

„Ja, ja, ich muß in die Stadt gehen! Morgen früh aber die Schule? Ach, die Schule, was bedeutet ein einziger Tag Versäumniß, wenn das Glück ihres ganzen Lebens auf dem Spiele steht? Ich gehe zu dem Bürgermeister, ich werde ihm vorstellen, daß ich Schulbedürfnisse zu kaufen habe, daß der Schulinspektor mich sprechen will, daß Jemand von meiner Familie krank geworden ist. Es ist Alles gleich, ich will, ich muß nach der Stadt!“

Mit diesen Worten war er aufgestanden. Er wandte sich wieder auf die Straße, erreichte bald darauf einen Fußweg und holte so rasch aus, daß er zu laufen schien, als ob er von Jemand verfolgt würde.

VIII.

Des andern Tages, ein paar Stunden vor Einbruch des Abends, betrat der Schulmeister, mit dem Reisestab in der Hand, das Dorf. Er schien sich nach seiner Wohnung begeben zu wollen, aber er schritt an derselben vorüber und hielt vor des Delschlägers Thüre still.

Anstatt sogleich hineinzugehen, wie er gewöhnlich that, läutete er an der Glocke und sagte zu der Magd, welche in der Hausflur erschien:

„Therese, ist Herr Minnens zu Hause? Ich möchte ihn einen Augenblick allein sprechen.“

„Sie läuten, Meister?“ antwortete die Magd. „Fürchten Sie sich denn? der Herr ist in der Fabrik; ich werde ihn davon in Kenntniß setzen. Jungfer Helena sitzt im Garten. Gehen Sie zu ihr.“

„Nein, jetzt nicht. Sei so gut und ersuche Herrn Minnens von mir um einige Augenblicke Gehör.“

Die Magd führte ihn nach einer Art von Vorzimmer und sagte lachend, während sie die Thürklinke hielt, als wollte sie hineingehen, zu ihm:

„Ja, ja, Meister, es scheint, daß genug Grund für Sie vorhanden ist, ängstlich zu sein. Was haben Sie doch gestern angestellt, daß man hier so ergrimmt gegen Sie ist? Sehen Sie nur, daß Sie den Herrn zur Ruhe bringen, sonst ist er im Stande, Sie schrecklich zu beleidigen. Ich habe ihn bereits zwei oder dreimal überrascht, wie er die Fäuste ballte und wüthend aussah, indem er Ihren Namen aussprach. Das kommt von dem Wein, Meister, und wenn man seine Kraft nicht kennt. Nun, nun, ich wollte damit nur sagen, daß Sie keinen freundlichen Empfang erwarten dürfen, wenigstens für's Erste nicht. Ich gehe, ich gehe, setzen Sie sich nieder.“

Die Ankündigung von des Delschlägers Zorn erschreckte Valentin nicht; er hatte sich darauf gefaßt gemacht, denn es ließ sich leicht denken, daß Casimir ihn angeklagt und ihm Dinge zur Last gelegt hatte, welche ihn in den Augen von Helena und ihren Eltern verhaßt machen mußten. Doch der Sieg des arglistigen Menschen würde nicht lang dauern. Was Valentin in der Stadt vernommen hatte, war bedeutsam genug, um ihnen allen die Binde von den Augen zu streifen. Er verdiente gerechtes Lob für das, was er gethan, und Jedermann mußte ihm danken und ihn als den Retter Helena's preisen.

Solche Gedanken waren es, welche ihm ein heiteres Lächeln

entlochten, während er allein in dem Zimmer dastand und auf die Ankunft des Delschlägers wartete.

Er hörte bald die Hinterthüre öffnen und hielt sich bereit, das Wort zu nehmen, ehe Herr Minnens Zeit hätte, bittere Reden ihm zuzuwerfen.

Aber ein erstickter Schrei entschlüpfte ihm, als er Helena in dem Zimmer erscheinen sah.

Das Mädchen betrachtete ihn mit einem traurigen Blick und sagte in klagendem Ton:

„Ach, Valentin, was haben Sie gestern angestellt! Wie blutig haben Sie Herrn Casimir beleidigt! Sie wissen es vielleicht nicht mehr? Sie haben ihm gedroht, daß Sie seine Heirath mit mir verhindern, daß Sie meinem Vater Schlimmes von ihm melden wollen. Was hat der arme, der gute Casimir doch gethan, um sich Ihre Feindschaft zuzuziehen? Aber nein, entschuldigen Sie sich nicht, mein Freund: Sie sind wahrscheinlich unglücklicher als wir. Es war der Wein, nicht wahr? Mein Vater hat Sie zum Trinken gezwungen, und Sie sind es nicht gewohnt.“

„Der Wein hat nichts damit zu thun, Jungfer,“ antwortete der Lehrer in leisem, doch festen Ton; „mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf; was ich thue, ist mir von meiner Pflicht und von meiner Erkenntlichkeit für Ihre unendliche Güte geboten. Ich bitte, erlauben Sie mir in diesem Augenblick keine nähere Erklärung darüber zu geben. Ich muß erst mit Ihrem Vater sprechen. Wollen Sie mich hernach anhören, so werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß Herr Casimir Steenput Ihrer Freundschaft, ja selbst Ihrer Achtung unwerth ist.“

„Ach, es ist also richtig,“ seufzte das Mädchen; „Ihre Drohung war ernstlich gemeint? Sie hassen ihn also, den Mann, der Ihnen nie etwas in der Welt zu Leide gethan hat?“

„Ja, ich hasse ihn,“ entgegnete der Lehrer ernst, „weil er Ihr Feind, der Feind Ihres Glücks ist aber ich werde Ihnen dies sogleich erklären, wenn ich zuvor mit Ihrem Vater gesprochen habe?“

„Und Sie wollen mit ihm über Casimir sprechen, nicht

wahr? Uebles von dem armen Jungen reden und meinen Vater gegen ihn aufheizen?"

"Aus meinem Munde wird kein Wort kommen, das nicht die reine Wahrheit ist."

Helena wischte sich eine Thräne aus den Augen und sagte traurig:

"Valentin, Valentin, wie ist es möglich, daß Sie mir also für meine Freundschaft lohnen? Ach, ich kannte Sie nicht! Sie beneiden Casimir um meine Zuneigung und nehmen Ihre Zuflucht zu Verleumdungen, um ihm Schaden zuzufügen! Haben Sie kein Mitleid mit mir? Ist der Haß in Ihnen so unbarmherzig und blind, daß Sie mich unglücklich machen können, mich, die zu Ihnen gekommen ist, einzig um Sie in Ihrem Kummer zu trösten?"

"Ich erwarte Ihren Vater, Jungfer," murmelte der Lehrer.

"Vielleicht weigert sich mein Vater zu kommen. Er ist so erzürnt über Ihr Betragen von gestern, daß er sagt, er wolle Sie nicht mehr sehen. Bekennen Sie ihm, mein Freund, daß der Wein Ihnen den Kopf verwirrt hat; bitten Sie Casimir um Verzeihung. Er ist edelmüthig, er wird Ihre Entschuldigung sich gefallen lassen."

"Um Verzeihung bitten, Jungfer? Ich?"

"Jedermann wird vergessen, was geschehen ist, und wir werden wieder alle zusammen gute Freunde sein, wie zuvor."

"Ich fühle mich nicht schuldig, Jungfer; im Gegentheil, ich habe die Ueberzeugung, daß ich eine heilige Pflicht erfülle. Was ich über Herrn Casimir weiß, will ich nicht verschweigen. Thäte ich es, so beginge ich eine strafbare Feigheit."

"Sie betrügen sich selbst, Valentin," sagte das Mädchen mit einem Lächeln des Unglaubens. "Ihre Aufregung von gestern ist noch nicht vorüber. Ein Mensch muß sein Unrecht anerkennen. Lassen Sie hören, Freund, was glauben Sie von Casimir zu wissen? Er war gestern gleichfalls von dem Wein ein Bißchen aufgeregt und hat mit Ihnen im Garten gescherzt und gelacht — vielleicht seinen Spaß getrieben? Es war nicht ernstlich gemeint, davon dürfen Sie überzeugt sein."

"Nicht mit mir trieb er Spott, sondern mit Ihnen, Jungfer."

„Armer Valentin, Sie nehmen Scherz für Ernst.“

„O, wüßten Sie, was er gesagt hat, Jungfer!“ rief der Lehrer mit Entrüstung aus. „Mein Mund würde es niemals Ihnen ganz zu wiederholen wagen.“

„Ich werde es Ihnen selbst wiederholen, Valentin; es ist ein unschuldiger Spaß, ein Geschwätz von einem Menschen, den man zu viel Wein hat trinken lassen.“

„Wahrheit, traurige, schreckliche Wahrheit!“

„Nein, nein; er hat Ihnen gesagt, nicht wahr, daß die Heirath, selbst mit einer geliebten Braut eine schreckliche Kette ist? daß ein ordentliches Vermögen mehr werth ist als die schönsten blauen Augen und was dergleichen Dinge mehr sind? Aber er that es, um Sie zum Besten zu haben. Begreifen Sie das nicht? Wie hätte er sonst selbst uns Alles lachend erzählen können?“

„O, was für ein falscher Mensch!“ grollte der Schulmeister im Tone glühenden Hasses.

Das Mädchen wich bestürzt zurück. Der Ausdruck von Valentins Miene erfüllte sie wirklich mit einigem Schrecken: er biß die Zähne über einander, und in seinem Blick funkelte das düstere Feuer des Zornes.

Sie sah ihm eine Weile fragend in die Augen, näherte sich ihm dann wieder, faßte seine Hand und sagte mitleidig:

„Aber, mein Himmel, armer Freund, was ist's mit Ihnen? So verändert an einem einzigen Tag, das geht nicht natürlich zu! Sie sind krank, Valentin, Sie müssen Ruhe haben.“

„Ruhe haben?“ wiederholte er mit bitterem Spott. „In der That, es würde mir gut thun. Ich habe heute bereits fünf Stunden Wegs zurückgelegt. Ich komme von der Stadt, Jungfer; und was ich über diesen Casimir Steenput vernommen habe“

„Sie sind in der Stadt gewesen? Um Erkundigung über Casimir einzuziehen? Um schlimme Aussagen über ihn einzusammeln?“

„Um ihn kennen zu lernen, wie er ist.“

„Pfui, pfui, Valentin, das ist schlecht gehandelt!“ rief das Mädchen entrüstet. „Dessen hätte ich Sie nicht fähig gehalten!“

„Ihr Vater wird anders darüber urtheilen, Jungfer, und Sie selbst werden mir gleichfalls später danken für den guten Dienst, welchen ich Ihnen heute erzeige.“

„O, Valentin, Sie sind wahnsinnig, glauben Sie mir,“ bemerkte das Mädchen in schmerzlichem Ton. „Es ist etwas Unbegreifliches, das Sie irre leitet. Sie glauben meinem Vater etwas Neues zu melden? Ach, wir wissen Alles besser als Sie selbst.“

„Unmöglich, Jungfer; Sie wissen nicht, wie schlimm es mit Casimirs Handelsgeschäft steht, was er für ein verschwenderisches Leben führt, und wie sein Betragen gegen ihn zeugt.“

„Kommen Sie, setzen Sie sich nieder, mein Freund,“ rief Helena in leichtem, triumphirenden Ton. „Ich sehe wohl, daß ich Sie wieder von einer Krankheit kuriren muß. Hören Sie ruhig auf meine Worte, und Sie werden erkennen, daß Sie der Spielball einer seltsamen Sinnentäuschung sind. Casimir ist aufrichtig; was ich am meisten an ihm liebe, ist seine wunderbare Offenherzigkeit. Schon am ersten Tage hat er mit mir von seinen Handelsangelegenheiten und von seiner Lebensweise gesprochen. Er war auch so völlig allein in der Stadt, ohne Familie, ohne Freunde, und er hatte so viel Verdruß! Später, als unsere Heirath durch unsere Eltern festgestellt wurde, hat er mir Alles, Alles gebeichtet“

„Alles? Unmöglich!“ rief der Schulmeister aus.

„Alles. Jugendleichtsin und Verirrung; es fehlte ihm an einer Freundeshand, um ihn zu leiten und die Pflicht lieben zu lehren. Er hat meine Hülfe angerufen, um ihn zu einem nützlichen und ernstesten Leben zurückzuführen. Habe ich so schnell eine unwiderstehliche Neigung zu ihm in mich aufgenommen, so geschah es hauptsächlich darum, weil ich glaubte, eine Seele retten zu können, eine schöne, edle Seele, welche sonst ganz dem Irrthum anheimfallen konnte. Dasselbe Gefühl, das mich in Ihre Nähe führte, Valentin.“

Der Schulmeister rückte auf seinem Stuhle hin und her, er rang die Hände, gleich Jemand, der gegen Verzweiflung oder gegen ein unbarmherziges Verhängniß ankämpft. Er bewunderte die

uner schöpfliche Güte Helena's, welche selbst, während sie ihn des Lasters, des Hasses und der Niederträchtigkeit schuldig wähnte, nichts von ihrer sanften Milde verloren hatte und ihm noch immer den Freundesnamen ertheilte; aber diese Bewunderung selbst verursachte ihm Leiden und reizte ihn zu wahrer Raserei, bei der Vorstellung, daß ein so reiner, guter Engel das Opfer eines unwürdigen Menschen werden könnte. Arme Helena, sie war bezaubert, die Liebe hatte sie stockblind gemacht! Aber der Vater durfte doch die wirklichen Thatfachen nicht verkennen, und da er das Geld über Alles hochschätzte, so würde er nicht so leicht über die Verwirrung in Casimirs Angelegenheiten hinweggehen. Durch dieses Mittel würde Valentin, seiner Meinung nach, die verhängnißvolle Heirath verhindern können.

Während er in Stillschweigen verharrte und auf die letzten Worte des Mädchens keine Antwort geben zu können schien, dachte diese, sie habe über seine unerklärliche Aufregung den Sieg davon getragen. Sie faßte aufs Neue seine Hand, und sagte mit erhöhter Freundlichkeit, ja mit dem Ausdruck süßer Freude:

„Nun, mein Freund, vergessen Sie einen Augenblick der Verirrung. Ich werde Alles wieder zurecht legen. Lassen Sie mich nur machen: es soll zwischen meinen Eltern, zwischen Casimir und Ihnen sich nichts ändern. Anstatt sich gegen meine Heirath zu erklären, sprechen Sie ein gutes Wort zu Gunsten meines Bräutigams: er und ich, wir werden Ihnen dafür dankbar sein.“

„Niemals! Diese Heirath muß Sie auf Ihr ganzes Leben unglücklich machen.“

„Aber Sie wissen nicht, was Sie sagen, Valentin.“

„Ich werde davon abrathen, sie zu verhindern suchen, und müßte ich dadurch den Haß und die Verachtung der ganzen Welt auf mich laden! Sie sollen sich nie mit einem Scheinheiligen verheirathen, der Sie nicht liebt und nur Ihr Geld in die Hände zu bekommen sucht, um es in Viederlichkeit zu verschwenden. Nein, nein, er soll nie, nie Ihr Bräutigam werden. Ihr Vater, Jungfer, wird mich anhören; er wird sein einziges Kind nicht dem Kummer, der Verachtung und dem Elend preisgeben.“

Das Mädchen erhob, durch seine Worte tief gekränkt, nun-

mehr stolz den Kopf und schaute ihn vorwurfsvoll an. Thränen drangen aus ihren Augen, aber sie sprach in Achtung gebietendem Ton: „Wer gibt Ihnen das Recht, also mit mir zu sprechen, mein Herr? Scheinheiliger? Casimir ein Scheinheiliger, ein Verschmender? Sie wollen meine Heirath verhindern? Ist dieß der Lohn für meine Güte? Ich dachte nicht, daß bei Ihnen so viel Neid im Herzen liegen könnte; aber Sie, Sie kannten mich auch nicht. Gehen Sie, sagen Sie meinem Vater, sagen Sie meiner Mutter Alles, was Sie wollen. Casimir mag keinen Centim auf der Welt besitzen; er mag sich verirrt, schlimm verirrt haben. Es ist mir gleich. Ich will einen Gatten haben, der mir einigen Dank schuldet; um Jemand innig lieben zu können, muß ich ihm Gutes gethan haben. So ist meine Natur. Casimir soll mein Bräutigam werden, und nichts, nichts ist mächtig genug, dieß zu verhindern.“

Der Lehrer, beherrscht durch die stolzen Worte des Mädchens und erschrocken über die Festigkeit ihres Entschlusses, faltete die Hände und sagte flehend:

„O, Jungfer, o Helena, bei der Freundschaft, welche Sie mir so unverdient geschenkt haben, bei Ihrer Güte für den armen Schulmeister, beschwöre ich Sie, öffnen Sie die Augen, stürzen Sie sich nicht auf immer in Schmerz und Leid. Bewahren Sie Ihre Freiheit und Ihre Hand, um dieselbe einem Mann zu schenken, der Sie aufrichtig liebt und glücklich machen kann!“

Das Mädchen irrte sich ohne Zweifel über den wahren Sinn dieser Worte; denn sie stieß einen Schrei der Entrüstung aus und wich einen Schritt rückwärts.

„Wie, mein Herr, was soll das bedeuten?“ rief sie in hochmüthigem Ton. „Sollte Ihr Haß gegen ihn wirklich eine geheime Quelle haben? Ich weigerte mich bisher, es zu glauben. Unmöglich, das wäre der Gipfel des Wahnsinns! Und dennoch Ihr Benehmen, Ihre Worte? Leben Sie wohl, mein Herr; zwischen uns ist Alles abgethan: Ihr anmaßlicher Stolz beleidigt mich unaussprechlich, und obgleich ich niemals mich fähig glaubte, Jemand zu hassen, Sie werde ich von nun an hassen, das fühle ich wohl!“

Valentin hatte wiederum die Hände erhoben und murmelte eine Rechtfertigung; aber da wurde die Thüre plötzlich aufgerissen, und der Delschläger trat in das Zimmer, indem er voll Zorns schrie:

„Ist der Schelm noch hier? Entferne dich, Helena, sogleich! da gilt kein Zögern. Ich werde diesem boshaften Neidhart ein für alle Mal den Text lesen. Dann soll er wohl auf immer den Weg nach unserer Thüre vergessen, wenn ihm sein Leben nicht entleidet ist.“

Er schob seine Tochter aus dem Zimmer, warf die Thüre hinter ihr zu und fuhr, ohne dem Schulmeister Zeit zu einem Worte zu lassen, in demselben barschen Tone fort:

„Wie? Nach der unverschämten Dummheit, welche Sie gestern begangen haben, wagen Sie noch den Fuß in mein Haus zu setzen? Hielte mich nichts zurück, ich packte Sie an der Schulter und würfe Sie auf die Straße!“

„Herr, gestatten Sie mir, ich bitte Sie“

„Es schickt sich noch zu bitten und zu flehen. Sie sind ein undankbarer, gottloser Bursche. Meine Tochter ruft aus Mitleid Sie in unser Haus; dieselbe beehrt Sie mit ihrer Freundschaft, um zu verhindern, daß Sie nicht vor Elend vergehen; um Ihnen Geld geben zu können, will sie Lektionen von Ihnen haben, obwohl dieselbe vielleicht gelehrter ist als Sie selbst. Wir nehmen Sie auf, wir geben ihnen zu essen und zu trinken“

„O, schonen Sie mich, ich verdiene es nicht“

„Nein, gewiß; Sie verdienen es nicht; im Gegentheil, Sie verdienen die Verachtung von Jedermann: wir Einfaltspinsel, wir erwarten für uns einige Dankbarkeit von Ihrer Seite, und Sie speien, sobald sich Gelegenheit hiezu findet, Gift gegen uns aus; Sie bersten vor Neid und beleidigen Leute, deren Schuhe Sie nicht zu putzen werth sind. Mißgünstiges Geschöpf! Sie kannten meinen lebhaften Wunsch, Sie sahen, mit welcher Freude Helena zu dieser Heirath sich hergab; die Schönheit, der Verstand, die feine Lebensart von Casimir, dieß Alles stach Ihnen die Augen aus. Sie hatten die Ueberzeugung, daß wir alle glücklich sein würden; diese Ueberzeugung ließ Sie vor Neid vergehen, und

Sie hatten die wahnsinnige Anmaßung, die lächerliche Raserei, zu erklären, daß Sie — Sie Mensch von Nichts, elender Schulmeister ohne Brod — daß sie die Hochzeit meiner Tochter hindern würden? Und Sie wagen es noch, sich hier zu zeigen? Sie stellen sich nicht vor, daß ich in meinem gerechten Zorn Ihnen Hals und Beine brechen könnte?"

Dies sagend, hielt er dem Lehrer die geballten Fäuste vor das Gesicht und schien in der That geneigt, sich an ihm zu vergreifen.

Balentin schaute ihn traurig an, doch mit einem Blick, welcher weder Verlegenheit noch Schrecken verrieth.

"Nun," polterte der Delschläger, mit dem Fuß zu Boden stampfend, „sind Sie gekommen, um mir Troß zu bieten oder mich zu reizen? da sind Sie so stumm, wie eine Kröte, die von Gift schwillt!"

Der Lehrer antwortete in ruhigem Ton:

"Mein Herr, ich werde alle Ihre Bormwürfe, so ungerecht sie auch sind, mit Geduld ertragen, in der Hoffnung, daß Sie endlich die Güte haben werden, mich einen Augenblick anzuhören."

"Sie wollen mich um Verzeihung bitten?" spottete der Delschläger, „es gibt keine Verzeihung für solche Undankbarkeit."

"Ich warte, Herr, bis Sie mir zu sprechen gestatten. Dann werde ich mich entfernen; glauben Sie dann mir Ihr Wohlwollen entziehen zu müssen, so werde ich mich nie mehr unterstehen, Ihrer Thüre nahe zu kommen. Es wird mir zu endlosem Kummer gereichen; gleichwohl werde ich aus der Ueberzeugung, daß ich eine heilige Pflicht erfüllt habe, die Kraft schöpfen, um nicht meiner Betrübnis zu unterliegen. Aber Sie sind Vater, und da das Glück Ihres einzigen Kindes hier auf dem Spiele steht, werden Sie wenigstens anhören, was ich Ihnen zu sagen habe."

"Nun wohl, was haben Sie zu sagen?" brummte der Delschläger, durch Valentins Kälte mehr oder minder beherrscht.

"Sie glauben, Herr Minnens, daß Casimir Steenput Ihre Tochter liebt? Es ist nicht wahr: er ist ein selbstsüchtiger Mensch ohne Gefühl."

"Ha, ha, welche Dummheit! Er ist wahnsinnig vor Liebe."

„Ja, vor Liebe zu Ihrem Gelde; er hat nichts im Auge als Ihr Vermögen, um sein verschwenderisches Leben fortsetzen zu können.“

„Ich höre, ich höre,“ stammelte der Delschläger mit einem fieberischen Hohnlachen auf den zusammengekniffenen Lippen. „Ich will erfahren, wie weit Ihre Bosheit geht. Halten Sie sich in nichts zurück, Meister, sprechen Sie frei.“

„Es ist wahr, Herr, daß Casimir Steenput gestern ziemlich viel getrunken und Dinge gesagt hat, welche er sonst verschwiegen haben würde; aber es ist mir aus seinen Worten unbezweifelt geblieben, daß er keine Liebe, ja selbst keine Freundschaft für Ihre Tochter empfindet. Achtung vor Ihnen ist demselben gleichfalls fremd. Er hat nur Einen Zweck: Ihr Vermögen in seine Gewalt zu bekommen und damit . . .“

„Und dieß ist Alles, was Sie zu offenbaren haben?“ rief der Delschläger mit triumphirendem Spott. „Einfaltspinsel! Wir wissen besser als Sie, was Casimir Ihnen im Garten gesagt hat. Er hielt Sie für Narren, weil er sich versichern wollte, ob nicht ein schändlicher Neid in Ihrem Herzen wohnte. Seine Vermuthung war gegründet. Sie sind ein abscheulicher Mensch, strotzend von unverschämtem Hochmuth, so lächerlich und so übertrieben, daß ich nicht einmal die Kraft finde, um über Ihre unerhörte Unmaßung zu zürnen. Ich glaube es noch nicht, daß es möglich sei. Ein solcher Ausbund von Häßlichkeit, ein Bettler, wagt seine Augen zu erheben zu Aber ich muß davon schweigen; der bloße Gedanke an diese ungeheuerliche Verblendung reißt mir die Nerven aus einander.“

„Ich bin in der Stadt gewesen und habe dort über Casimir Dinge vernommen, welche Ihnen wahrscheinlich die Augen öffnen werden,“ sagte der Schulmeister mit derselben traurigen, doch unzerstörbaren Ruhe.

„Ah, Sie sind in der Stadt gewesen?“ polterte der Delschläger. „Als ein Spion, um Casimirs Feinde aufzusuchen und aus deren Mund Verleumdungen zu vernehmen. — Was wissen Sie?“

„Die Handelsgeschäfte von Herrn Steenput sind sehr zurückgegangen; man sagt, er stecke tief in Schulden . . .“

„Das ist falsch! Er ist ein wenig zurückgekommen, ja; aber was thut das? Ist sein Vater nicht da, um alles wett und eben zu machen?“

„Und wenn er seines Vaters Vermögen theilweise schon vergeudet hätte? Wenn sein Vater selbst sich in bedenklicher Lage befände und beide ihr Augenmerk auf das Vermögen von Ihnen richteten, um den Abgrund auszufüllen, welchen das schlechte Thun und Treiben Casimirs gegraben hat? Helena würde so nichts als ein Mittel, um diesen Zweck zu erreichen; und Elend, Verlassenheit wäre ihr Loos auf der Welt!“

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Delschläger. Das Geld war seine empfindliche Seite. Er schwieg und rang die Hände in einer Art von Verzweiflung oder Raserei; denn obwohl er für sein Vermögen fürchtete, hielt er doch so heftig an der projectirten Heirath fest, daß er dem Lehrer durchaus keinen Dank wissen konnte, und wäre er auch von der Wahrheit seiner Enthüllungen überzeugt gewesen.

Unter dem Eindruck einer fieberischen Aufregung faßte er den Lehrer bei der Hand, drückte sie konvulsivisch und rief mit einer Art heiseren Geheuls:

„Grausamer, Sie lassen mich unbarmherzig leiden. Wenn Sie Unwahrheit sprächen, verdienten Sie, daß man Ihnen gleich einer giftigen Schlange den Kopf zerträte. Die Beweise, die Beweise!“

„Ich habe in der Stadt mit Leuten gesprochen, welche alles Vertrauen verdienen. Was ich Ihnen offenbarte, ist in Kortryl allgemein bekannt.“

„Die Beweise, die Beweise!“ wiederholte der Delschläger beinahe außer sich.

„Materielle Beweise habe ich nicht,“ antwortete Valentin; „aber was ich Ihnen sage, genügt, dünkt mich, vollkommen, um Sie als Vater zu einer ernstlichen Untersuchung anzutreiben und von jedem entscheidenden Beschluß bezüglich dieser Heirath zurückzuhalten, bis Sie wissen, welchem Menschen und welchem Loose Sie Ihr einziges Kind anheimgeben.“

„Also Sie haben keine andern Beweise als das Geschwätz

von Lästerzungen?" polterte der Delschläger, indem er die Aermel hinaufstreifte, als wollte er sich fertig machen, den Schulmeister aus dem Fenster zu werfen. „Aus meinem Haus! Aus meinem Haus! Schnell, und machen Sie mich nicht wahnsinnig durch Ihre scheinheilige Ruhe; sonst gibt es noch ein Unglück mit Ihnen!"

Er hatte in der That den jungen Mann an der Schulter gepackt und stieß ihn nach der Thüre des Zimmers; aber Mutter Minnens, welche in diesem Augenblick herbeigelaufen kam, faßte seinen Arm und suchte ihn von einer Gewaltthat zurückzuhalten.

„Nun, Jan, beruhige Dich," sagte sie. „Er ist nicht werth, daß Du dich seinetwegen so erzürnst; beschmutze deine Hand nicht an dem schlechten Kerl!"

„Gib mir seine Bücher; dort im Zimmer, Katharina. Es darf hier nichts von diesem Unthier bleiben."

Die Frau holte zwei oder drei Bücher, welche der Delschläger mit barscher Gewalt dem schweigenden Valentin unter den Arm schob; dann packte er ihn wieder an der Schulter, trieb ihn nach dem Gang und stieß ihn gegen die Thüre vorwärts.

Während der Schulmeister sich entfernte, rief der wüthende Delschläger ihm noch nach:

„Sie müssen aus dem Dorfe weg, sonst würden Sie mit Ihrem verruchten Charakter den Eltern noch die Kinder verderben! Ich gebe Ihnen zwei Monate Zeit, bis die Hochzeit gefeiert wird. Bleiben Sie dann hier und macht der Anblick unseres Glücks Sie nicht bersten vor Neid, dann werde ich Sie vor Hunger und Kummer verschmachten lassen. Falscher, undankbarer Verleumder!"

Valentin hörte diese letzte Drohung nicht mehr. Er war auf die Straße getreten und ging langsam seiner Wohnung zu.

Die Ueberzeugung, daß er einer unerbittlichen Pflicht Genüge geleistet hatte, verlieh ihm einige Stärke; aber die Gewißheit, daß er Helena nicht zu retten vermocht hatte, und die Angst wegen ihres zukünftigen Looses versetzte ihn in heftige Aufregung. Und als er die Hand an seine Thüre legte, um sich in seinem

Rämmerchen zu verbergen, brachen bereits die Thränen aus seinen Augen.

IX.

„Visssegghem den 24. Sept. 1858.

„Freund Heinrich!

„Als ich vor acht Tagen Dir schrieb, wie man bei dem Del-
schläger mich mißhandelt und schändlich vor die Thüre gesetzt
hatte, lag ich vernichtet unter einer endlosen Verzweiflung und
die heftige Nervenerschütterung zog mir ein Delirium zu. Ich
ersehe aus deiner Antwort, daß meine außerordentliche Aufre-
gung Dir Schrecken verursacht. Ich habe Dir nichts Neues zu
melden; jedoch da ich nun meine Fassung wieder gewonnen habe,
erachte ich es für meine Pflicht, Dich bezüglich meiner Person zu
beruhigen.

„Ja, Heinrich, es mag Dir unerklärlich scheinen, aber ich
habe in meinem ganzen Leben mich nicht ruhiger gefühlt als in
diesem Augenblick: unglücklich und betrübt über die Maßen, aber
doch gelassen und stark. Bis jetzt war etwas Kindisches in mir
geblieben. In der That, was bedeuten die kleinen Widerwärtig-
keiten, auf die man in seiner ersten Jugend stößt? Solche Dinge
dienen nicht dazu, den Menschen aufzurichten und gegen wahres
Mißgeschick des Lebens standhaft zu machen. Um stark zu wer-
den, muß man schmerzliche Schläge, grausame und wiederholte
Schläge aushalten. Ist es zur Ueberzeugung gekommen, daß
man den Kelch des Unglücks ganz geleert hat und daß man nicht
tiefer sinken kann, dann richtet man sich auf gegen das unge-
rechte Verhängniß und steht verwundert da, so viel Muth und
so viel geheime Kraft in sich selbst zu entdecken.

„Helena wird den Verschwender heirathen. Es ist nichts
dagegen zu machen: sie sind alle bezaubert. Man spricht davon
im ganzen Dorfe, und obwohl ich die ganze Woche nicht aus
meinem Hause gekommen bin, vernehme ich doch, was geschieht.
Meine Schulkinder, wenn sie im Garten spielen, sprechen von der

prächtigen Hochzeit. Casimir kommt fast täglich in das Haus des Delschlägers.

„Gestern Abend hat die Magd meines Nachbarn mir über die Hecke herein gesagt, daß Casimir sich an mir rächen und mich sogar auf Pistolen fordern gewollt habe; aber von Helena sei ihm befohlen worden, mich in Ruhe zu lassen. Das Feuer des Grimms trat einen Augenblick glühend auf meine Stirne: ein schrecklicher Gedanke stieg in mir auf, aber er ist wieder vergangen. Ich werde mich selbst nicht zu einer so gottlosen Rache suchst verleiten lassen. Ach, so unglücklich, so jämmerlich elend ich sein mag, so werde ich doch niemals vergessen, daß ich Mensch und Christ bin.

„Hier zu Lisseghem kann ich nicht bleiben; ich würde krank werden, verkümmern, langsam dahinsterven. Gestern habe ich an den Minister der öffentlichen Arbeiten eine Bittschrift abgehen lassen, um eine Stelle im Eisenbahn- oder Postdienst zu erhalten; ich werde den Bürgermeister ersuchen, mich das Staatsblatt lesen zu lassen, ich werde mich bemühen, mir auch andere Zeitungen zu verschaffen. Um alle aufgehenden Stellen will ich mich bewerben. Was auch aus mir werden mag, ich werde denjenigen segnen, welcher mir das Mittel gewährt, um Lisseghem zu verlassen.

„Nicht daß der Delschläger seine Drohungen ausgeführt oder mir irgend zu Schaden gesucht hätte. Nein, es ist, seitdem er mich aus dem Hause gejagt hat, nichts, was auf diese Dinge Bezug hätte, im Dorfe gesprochen worden. Helena hat ihren Vater vermocht, von der Rache abzustehen. Wunderbare Seele! Sie ist so unendlich gut, mein Freund, so edel, so großmüthig, daß sie mich noch in Schutz nimmt, obwohl sie mich des Reides und der Undankbarkeit schuldig wähnt.

„Nein, materiell geht es mir nicht schlechter; im Gegentheil, meine Schule verbessert sich, aber ich muß von hier fort; ich muß einem Ort entfliehen, wo die Luft mich ersticht und wo das Leben für mich nichts als eine ewige Marter sein würde.

„Stelle Dir vor, Freund, wenn ich des Abends, in der Dunkelheit, in der Tiefe meines Gartens sitze, um zu träumen und zu trauern, höre ich manchmal hinter den Bäumen ihre

süße Stimme erschallen. Es verursacht mir schreckliches Zittern; mein Herz beginnt zu schlagen, als wollte es brechen; Thränen fallen mir aus den Augen, ohne daß ich es weiß.

„Gestern war es Sonntag. Ich hatte mich in die Frühmesse begeben. An der Kirchthüre begegnete ich ihr; sie sprach nicht, sie erwiderte meinen Gruß nicht, kein äußeres Zeichen verrieth sie; aber sie schaute mir mit einem traurigen Blick in die Augen, voll Mitleid, voll Freundschaft; ja, Heinrich, voll jener süßen Freundschaft, welche einst die Welt für mich zu einem süßen Himmel umgeschaffen hatte. Ich weiß nicht, was in mir geschah; ich fühlte meine Kniee sich beugen; es war, als sollte ich, wiewohl unschuldig, mich ihr zu Füßen werfen und sie um Vergebung anflehen, aber die Heiligkeit des Ortes und meine Achtung vor ihr hielten mich zurück. Sie war verschwunden.

„Seitdem leuchtet noch immer der Blick vor meinen Augen; er verfolgt mich unbarmherzig, er läßt mir keine Ruhe.

„Es ist seltsam und unerklärlich. Warum bin ich so empfindlich und krankhaft gefühlvoll für die geringsten Dinge? Warum werde ich so gegen meinen Willen von unabweisbaren Träumen beherrscht? Die Liebe? Ich wage es Dir wohl zu offenbaren, Dir allein. Ja, ich liebe sie unaussprechlich, und ich schäme mich dessen nicht mehr, zum Mindesten nicht vor meinem Gewissen. Dieses Gefühl wird ein Geheimniß bleiben, es wird dauern bis zum Ende meines Lebens, aber Niemand auf Erden, außer Dir, meinem treuen Freunde, wird bei meinem Tode wissen, welcher Cultus, welche unheilbare Trauer mit mir in das Grab versenkt wird.

„Ich weiß wohl, daß ich ihrer unwerth bin, daß meine Häßlichkeit, meine Armuth und meine niedrige Abkunft einen Abstand von tausend Meilen zwischen ihr und mir begründen; aber ich habe dieses Liebesgefühl nicht selbst in meinem Herzen hervorgerufen; es ist wider meinen Willen und wider mein Wissen entstanden. Ich habe dagegen gerungen, ich habe es bekämpft und es zu ersticken gesucht. Vergeblich! Es ist mein Geschick: ich muß sie lieben bis zu meinem letzten Seufzer. Und glaube nicht, daß ihr holdes Angezicht diese Wunde in meinem Herzen geschlagen hat; nein, nein, es ist die Schönheit, der Adel, die Reinheit ihrer Seele.

„Ach, und sie wird einen gefühllosen Menschen heirathen, der sie nicht liebt! Sie wird unglücklich sein ihr ganzes Leben lang. Und ich, den sie von tödtlichem Kummer gerettet hat, ich kann sie nicht schützen gegen dieses schreckliche Loos!

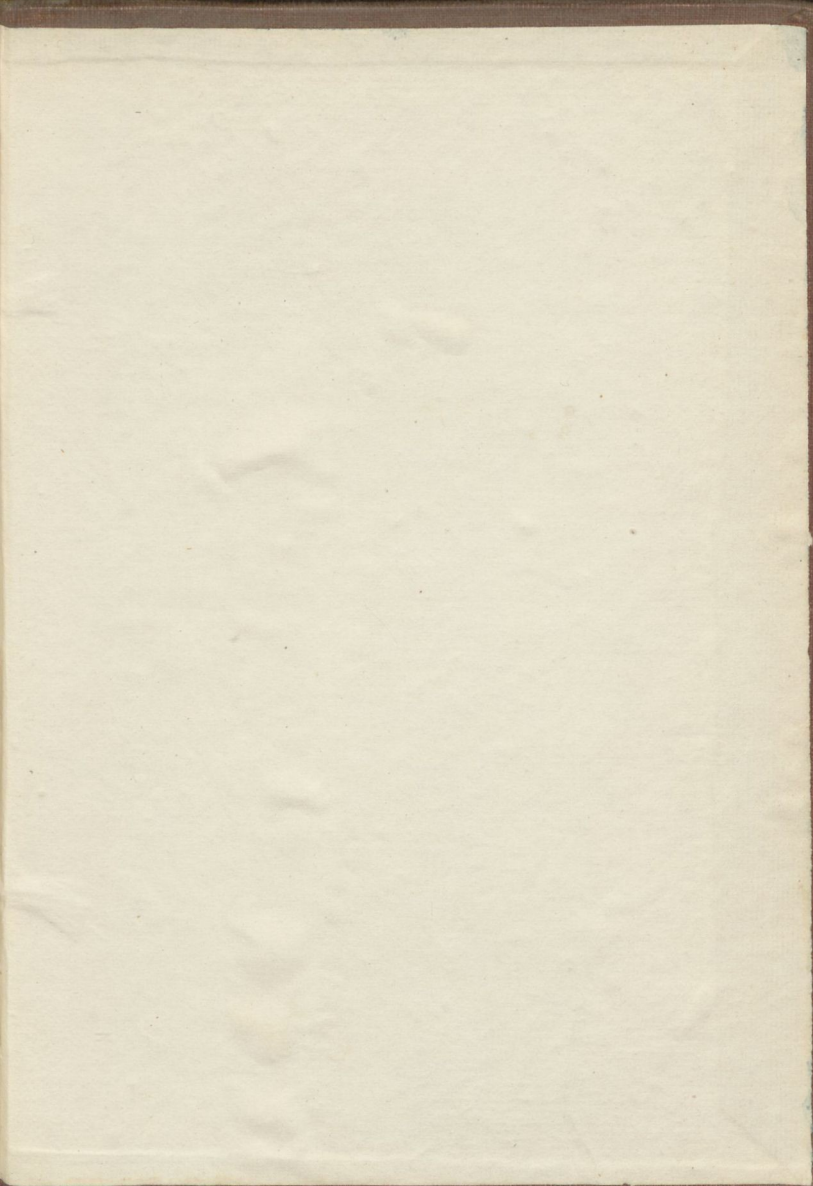
„Siehe da die Quelle, die einzige Quelle meines Leidens und meiner Angst — aber ich darf nicht daran denken — meine Thränen fallen auf diesen Brief, mein Kopf beginnt zu brennen, und mein Auge wird trübe. Lebe wohl, theurer Freund.

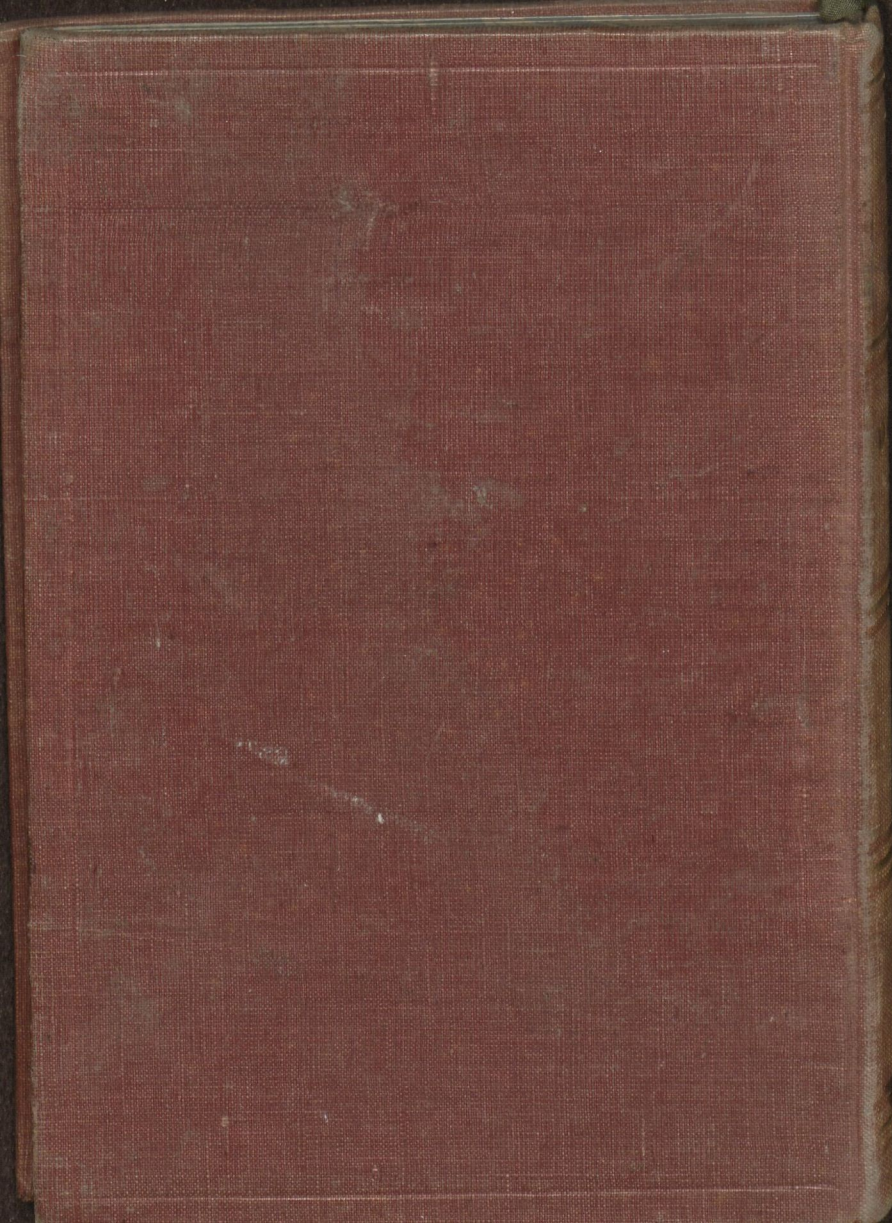
„O, beklage mich!

„Dein unglücklicher und getreuer

„Valentin Stoop.“







www.books2ebooks.eu